Das Kind.

47

Das Kind.

Tagebuch eines Vaters.

Leipzig,
H. Hartung & Sohn.
1876.

Vorwort.

Es ist dem Verfasser dieses Tagebuchs erst in spätern Jahren möglich geworden eine Familie zu gründen. Schon von früh auf mit den großen Problemen des Daseins beschäftigt, war er in den letzten Jahren vor seiner Verheirathung durch das jüngste Auftreten des Materialismus auf's Neue angeregt worden, dem Welträthsel nachzuforschen. Er leugnete die Realität des Stoffes nicht, aber er fragte sich: Ist der Geist, dessen Erscheinen und Wirken unverkennbar, nicht etwas ebenso Wirkliches wie der Stoff? Wenn der Letztere auf zeitliche und räumliche Unendlichkeit Anspruch macht, er, der doch nur unbewußt natürlichen Gesetzen folgt, um wie vielmehr darf dies nicht der Geist, der mit Freiheit und Bewußtsein wirkt?

Als dem Verfasser nun ein Kind geboren wurde, kam ihm ganz natürlich der Gedanke, in dem jungen Wesen dem Erwachen des Geistes nachzugehen, in der Hoffnung auf diesem Wege vielleicht der Lösung des Räthsels auf die Spur zu kommen. Er schrieb daher, womöglich, Tag für Tag seine Beobachtungen nieder. Unwillkürlich aber gruppirten sich um dieselben andere Scenen, Bilder des Familienlebens, Erinnerungen ver-

gangener Zeit, Schilderungen der Natur, gesellschaftliche und andere Eindrücke. So gestaltete sich das Tagebuch zu einem vollständigen Gemälde der ersten Kindheit von der frühesten Entwickelung an bis dahin, wo das Kind den ersten Schritt zur Trennung von den Eltern thut, den Gang in die Schule.

Der Verfasser hat geglaubt, daß die Mittheilung dieses Tagebuchs auch auf Andre anregend einwirken könne, und übergiebt es daher mit einigen Kürzungen der Oeffentlichkeit. Er glaubt, daß die darin enthaltenen Erlebnisse und Empfindungen so allgemein menschlicher Art sind, daß sie ein jeder Andre erlebt und empfunden haben kann. Nicht Jeder aber hat die Muße sich dieselben klar zu machen; wie Viele auch gehen an den Schätzen des häuslichen Lebens vorüber, ohne sie nur zu ahnen.

Dazu kommt, daß die Entwicklung des Kindes, wie sie der Verfasser geschildert, eine natürlich regelmäßige war. Die Kinder, die er später das Glück gehabt hat zu erhalten, hatten mit soviel Schwierigkeiten in ihrem Aufkommen und Wachsthum zu kämpfen, daß die Beobachtung des Denkers der Sicherheit entbehrt hätte und die sonstigen Erlebnisse von einem zu privaten Charakter gewesen wären. Bei wie viel Tausenden ist dies nicht auch der Fall! Um so leichter wird der Leser dem Lebensgange folgen, wie er ihm hier geboten wird, wo nichts zu Persönliches sich in die Schilderung eindrängt. Er wird trotzdem dabei die ganze Stufenleiter der Gefühle durchlaufen und in dem engen Rahmen der Häuslichkeit ein Abbild von dem Streben und Ringen der Welt wiederfinden.

Ich widme dies Buch allen Denkern. Der Philosoph, der Geschichtschreiber, der Sprachforscher, sie alle wissen oft nicht, wie anregend, wie belehrend die Beobachtung des zarten Kindes ist; den Uranfängen der Menschheit glaubte ich oft beizuwohnen, wenn ich sah, wie das Kind sich in unsre Civilisation erst hineinzuleben hatte. In den späteren Jahren ist das Kind schon ganz mit unsern Zuständen verwachsen, ganz ein Glied unsrer Gesellschaft, das deren Anschauung und Richtung theilt. Der Säugling allein ist noch ursprünglich wie der erste Mensch; um seine Wiege lagert noch die Dürftigkeit des Urmenschen Schlözer's, oder auch der Glanz des Paradieses.

Ich widme es vor Allen den Müttern, deren Sorgfalt und Pflege allein die junge Menschenpflanze aufzuziehen vermag, die mit dem Hellsehen der Liebe gewiß meine Erfahrungen bestätigen und ergänzen werden; möge dies Buch ihnen neue Fernsichten eröffnen bei der Betrachtung ihres Lieblings; möge es ihnen in den schlaflosen Nächten, die sie an der Wiege verbringen, ein freundlicher Zuspruch sein; möge es ihnen, wenn sie schon der Neige des Lebens zugehen, schöne Erinnerungen wach rufen aus dem rosigen Lenz ihrer Kinder, der auch ihnen einen neuen Frühling schuf.

Ich widme es auch ihren Gatten, die in der Zerstreutheit der Geschäfte, die heutigen Tages den Mann nur zu sehr in Anspruch nehmen, oft nicht die Muße und die offene Stimmung finden, ihr eigenes Glück zu genießen und das Leben des Kindes mitzuleben. Vielleicht dient ihnen dieses Tagebuch als Wegführer in dem Paradiese ihrer Häuslichkeit, vielleicht schärft es ihre

Empfänglichkeit für die Freuden, die das Kind den Eltern bereitet.

Ich widme es auch Dir, reifere Jungfrau, die noch von der Lust der Welt ergriffen, sich gern im Strudel der Feste zu berauschen sucht, oft nur um das aufkeimende Gefühl der inneren Leere zu betäuben. Glaube der glücklichen Mutter meines Kindes: es gibt beglückendere Freuden als die, welche die glänzende Gesellschaft der Salons und Ballsäle bietet; im engen Zimmer, bei der Wiege ihres Lieblings, sieht die junge Mutter all den blendenden Schimmer ihrer Mädchenfeste verbleichen vor dem himmlischen Glanz, der aus den Augen ihres Kindes aufleuchtet. Oder du schmiegst dich schon in reiner Liebe an den Bräutigam, in dessen Wohnung du bald das Feuer des häuslichen Herdes anzünden sollst. Nimm dies Buch dann mit hinüber in die freundliche Häuslichkeit, in die der Geliebte dich einführt; es sind Stunden der Andacht, die du in diesen Blättern durchliesest, sie werden — so hoffe ich — stete Nahrung dem keuschen Feuer deines Busens bieten und dein noch unerfahrenes Herz würdig vorbereiten für den Empfang des liebsten Wesens. Zwar eine Mutter ist wie der Dichter, der als solcher geboren wird, in Beiden loht das Feuer der himmlischen Erleuchtung, aus sich selbst schaffen sie in genialer Begeisterung; aber, um ein wahrer Künstler zu werden, bedarf auch der genialste Dichter zuletzt der klärenden, leitenden Regel; so wird auch die junge Mutter die Belehrung des schon erfahrungsreichen Vaters nicht verschmähen.

Ich widme es endlich auch dir, Jüngling, der du noch auf den Blumenpfaden des sorglosen Lebensgenusses

wandelst, flüchtig naschend von allen Kelchen; möge dich dies Buch bei Zeiten mahnen, daß die Zeit des Tändelns und Flatterns bald zu Ende geht, gehen soll, daß dich, statt der weiten Welt, dann ein enger Kreis erwartet, wo für die Erfüllung ernster Pflichten dich Freuden belohnen, denen an Gehalt und Dauer keiner der Genüsse deiner lärmenden Jugend gleich kommt. Dir aber, der du, gefühllos für das Glück, Andere zu beglücken, noch nach durchrauschter Jugend forttaumelst auf der breiten Straße der Selbstsucht, dir sei dies Buch wie freundlich ernste Warnung, einzuhalten und dich anzubauen; der es geschrieben hat, hat alle die Becher geleert, in denen du dich berauschest, und keine Freude verschmäht; aber kein noch so zaubrischer Trank kommt an reiner Seligkeit, kommt an himmlischer Süße dem Kusse gleich, den der liebende Vater von den Lippen seines Kindes empfängt.

Vor Allem aber ist dies Buch dein, mein treues Weib! Wenn ich je eine Stätte voller, reiner Freude am Dasein gefunden habe, so ist es die, die du mir bereitet hast; hier fand ich nach des Lebens Kampf und Mühe den verlorenen Frieden wieder, der uns mit Gott versöhnt und der Welt; hier schenktest du mir in dem Pfande deiner Liebe das höchste, süßeste Glück, das der Mensch auf Erden empfinden kann, das allein uns erfüllt wie eine Ahnung reiner himmlischer Seligkeit, das Glück, ein Kind mein zu nennen. Dieses liebe Kind, du hast es nicht nur geboren, du hast es groß gezogen und gepflegt in schlaflosen Nächten und mühevollen Tagen, und während mir das mühelose Glück zu Theil geworden, mich im Anschauen des Lieblings zu sättigen, war dein die

Arbeit und die Sorge. Nimm die Erzählung von dem, was ich gesehen und was mich beglückt, was du gethan und gelitten, von mir hin als ein Zeichen jener frommen Verehrung, zu der sich in dem Gatten die glühende Liebe umwandelt, wenn die Geliebte seines Herzens nun zur sorgsamen Hausfrau, zur zärtlichen Mutter geworden ist. O wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, deß lebt er noch Eins so froh!

Und nun lege ich es auf deinen Altar nieder, Gott, Vater unser Aller, als die Opferspende des dankbarsten Wesens. Nimm du das Opfer deines Kindes in Liebe an, wie ich das Lächeln *meines* Kindes empfange. Ja, der Vater lernt an den Vater glauben; dem erwachenden Geiste meines Kindes forschte ich nach und er hat mich zu dem Urgeist geführt, in dessen Schooße das Weltall ruht. Der „große Geist", an den der Indianer in den Urwäldern Amerika's glaubt, die europäische Wissenschaft wird ihn nicht wegleugnen; nur immer tiefer dringt sie in seine Werkstätte ein, bis sie ihn von Angesicht zu Angesicht schaut und betend anerkennt, daß der glühende Trieb ihrer Forschung nichts war als das heiße Verlangen *nach ihm*!

Der Verfasser.

Die Wiege.

Das Kind.

Mitte Mai. Da liegt es da, das neugeborne Kind, das neue Glied der Menschheit, in göttlicher Nacktheit! Nicht ahnend, daß es Bedürfnisse haben wird, scheint es nichts zu verlangen; nur leben will es, seine Kräfte genießen, sie bethätigen. That auch ist sein erster Augenblick. Es rührt und regt seine Beine, es öffnet die geballte Hand, es schreit. Welche Wonne liegt in dem ersten Schrei des Kindes! Nein, es ist kein Winseln, kein Wimmern, wie man gesagt hat, keine Klage über seinen Eintritt in die Welt, das „Jammerthal", wie griesgrämige Theologen sie nennen; es ist der erste Versuch ein Organ zu gebrauchen, durch das sein Geist, sein Selbstbewußtsein sich mit der verständigen Welt in Verbindung setzen, sie einst fortbilden wird; es ist das Triumphlied des ewigen Lebens.

Himmlische Musik des ersten Schreies, heilige Stimme des Lebens, erster Laut des Gedichtes eines Herzens, erste Note der Symphonie eines Menschenlebens, du Echo von Gottes Wort! Welcher Laut kommt dir gleich?

Ein paar Tage später. Gewiß, es ist so; der Schrei des Kindes ist Musik. Wenn es schweigt, besonders in der Nacht, wo die Stille den Geist noch mehr

reizt, ist man unruhig; man verlangt nach diesem ursprünglichen Ausdruck des kleinen Wesens und ist getröstet, entzückt, wenn das hülflose Geschöpf in laute Klagen ausbricht und uns sagt: ich lebe, gebt mir was mir noth thut. O Schrei des Kindes in der Nacht, Nachtigallenlied für Mutter und Vater!

Das kleine Geschöpf nimmt alle Kräfte der Familie in Anspruch, und gerade die Gebrechen und Bedürfnisse, die der Mensch mit den niedrigsten Thieren gemein hat, die dem ledigen einsamen Manne so widerwärtig scheinen, sie machen uns das Kind um so werther. Was wäre, was würde es ohne uns? Es ist so hülflos, daß uns sein Bedürfniß zum Herzen schreit und mehr als Mitleid, aufopfernde Liebe in uns weckt.

Ich erinnere mich nun der Wintertage, wo die Frauen an Hemdchen, Krägelchen, Jäckchen, Windelchen arbeiteten, lange vorher ehe das neue Familienglied erschien. Wie ist Alles so nöthig, reicht kaum aus! Zarte Fürsorge des Mutterherzens, das an uns denkt, schon wenn wir noch nicht sind, das uns in der Liebe geboren, bevor uns der Mutterleib gebiert!

Mutterbrust! Süßes, nie ausgedachtes, nie genug besungenes zaubervolles Räthsel! Nach wenigen Stunden schon fühlt das Kind, dessen Augen und Ohren noch nicht ausgebildet genug sind, um wahrzunehmen, wenn es nur kaum an dem Busen liegt, daß es in seiner Heimath ist. Erst schrie es, klagte aus vollem Halse, ward ungeduldig, als hinge sein Leben an einem Augenblick, und nun es an der Quelle der Muttermilch und

Mutterliebe ruht, beeilt es sich keineswegs; es ruht sich wie behaglich aus, es spielt mit den kleinen Fingern an der Brust, denn es weiß, daß es Alles gefaßt hat, was es braucht.

Wir sind vier Personen außer ihm, sonst gingen wir Jedes unsrer Arbeit nach, beschäftigten uns je nach Beruf und Neigung. Nun das Kind da ist, haben wir keine andern Gedanken als die an seine Pflege. Es ist das Centrum unsrer Häuslichkeit; nach ihm hin geht alle Thätigkeit, ja von ihm geht alles Leben aus.

Was ist denn die Familie anders als ein Kind, das Vater und Mutter verbindet?

Nun regt es sich schon kräftiger, sein Leben entwickelt sich. Macht es nicht schon Bewegungen ganz wie eine erwachsene Person? Wenn es erwacht, wie es sich streckt, sich dehnt, wie es blinzelt, gähnt, sich die Augen reibt, ja ganz wie ein großer Mensch! Und das Alles in aller Unschuld, aller Unwissenheit, die der unbedeutendsten Bewegung eine Anmuth verleiht, die unaussprechlich ist. Wir bewachen, beobachten seinen Schlaf und den Ausdruck seines Gesichtes im Schlummer. Ist er nicht schon verständig, als schlummerte dahinter der Gedanke?

Die zweite Woche seines Daseins geht zu Ende. Der kleine Körper ist wahrhaftig schon gewachsen. Und sein Geist? Noch scheint es nichts zu bemerken. Und doch ist es von Zeit zu Zeit, als habe es wahrgenommen, beobachtet. Und jetzt, ganz gewiß, es verzog den Mund so lieblich, so angenehm; ja, es hat gelächelt!

Es war nur ein leiser Schimmer, ein Hauch, aber gewiß, es war ein Lächeln. Und jetzt schreit es wieder, man läßt das Arme lange, unbarmherzig lange warten, ehe man es befriedigt; und während man es brfriedigt, währt es ihm noch zu lange; es schreit zum Erbarmen. Und siehe, was perlt da in dem Winkel seiner Aeuglein? Nein, es ist nichts Anderes; ja wohl, es ist eine Thräne. Sie ist klein, winzig klein, kaum so groß wie eine Stecknadelkuppe, aber ich habe das bittere Salz gekostet, ich habe seine erste Thräne geschlürft.

Erstes Lächeln! Erste Thräne! Welcher Strom von Gefühlen wird aus diesen Quellen fließen?

Himmelfahrt. Es sind nun vierzehn Tage verflossen, seitdem du geboren; wieder ist es Donnerstag. Du liegst in der Wiege, liebes Kind, und ich betrachte dich. Wer hätte das gedacht! Ich habe so lange in der Vereinsamung hingelebt, daß ich nicht glaubte, noch eines starken Vatergefühls fähig zu sein. Und nun, o gewiß, ich liebe dich! In dem Maße wie du wächsest, wächst mein Herz mit dem deinen, mit deinem Leben zusammen. Nennst du mich nicht deinen Vater? und wie könnte ich bei diesem heiligen Rufe stumm bleiben? Du baust auf mich, und ich könnte mich dir entziehen?!

Es ist Nacht, Alles ist still. Da stößt es einen leisen Laut aus. Es ist kein Ruf, kein Seufzer, kein Schrei; der Laut hat einen so zarten, feinen Klang. So zwitschert das Vöglein im Traume.

Ein Beweis des erwachenden Geistes. Wir haben ihm

gegeben, was es bedurfte und es dann in sein Bettchen gelegt. Erst ruht es still, ohne die Augen zu schließen. Auf einmal schreit es laut, es will sich nicht zur Ruhe begeben. Hat es noch ein Bedürfniß? Auf jeden Fall nehme ich es aus der Wiege. Kaum habe ich es im Arme, so wird es still; es öffnet seine Augen und sieht ruhig auf mich, auf den Raum, der es umgiebt. Es wollte nur Gesellschaft.

Ein geselliges Thier nannte Aristoteles den Menschen. Er hat Recht, schon der Säugling hat den Trieb und das Bedürfniß, sich an die Gesellschaft anzuschließen.

Seitdem mir ein Kind geboren ist, geht eine langsame, aber sichere, ernste Veränderung in mir vor. Schon die Welt sieht mich anders an; man scheint zu sagen, daß ich nun mit der Gesellschaft enger verkettet bin als früher, daß ich ernste Pflichten auf mich genommen habe, daß ich — ich finde keinen wahreren Ausdruck — gewachsen bin. Und in der That fühle ich mich ernster; die Sorglosigkeit weicht entschieden der Berechnung. Und doch kann ich nicht sagen, daß ich darum altere. Lebe ich nicht wieder neu auf in und mit meinem Kinde? Ich habe keinen Schatz der Erinnerung verloren, alles Glück der Vergangenheit ist noch immer mein, und die bisher leere, von der Hoffnung nur mit verschwimmenden Nebelbildern gefärbte Zukunft füllt sich mit einer ihrer selbst sicheren, von einem faßbaren Zweck bestimmten Thätigkeit. Ich stehe im Mittelpunkte der Welt.

Alles liegt im tiefen Schlummer, auch die Eltern schließen die müden Augen und Vater und Kind liegen

hülflos da. Das stößt das Letztere einen Schrei aus, und die Vatersorge schüttelt den bleiernen Schlaf von den Wimpern und ist wach.

Und wir großen Kinder, wer nimmt sich unser an? Muß nicht das Vaterherz an einen Vater glauben?

Ich habe mich in seinen Augen gespiegelt, mein Gesicht klar und deutlich im Spiegel seines Auges erkannt. Der Vater sieht sich im Auge seines Kindes! vor einem Jahre war es noch nicht, war es noch verschlossen im Vater, war es noch ein Theil des Vaters. Nun sieht sich der Vater, so zu sagen, in sich selbst, der Schöpfer liest sich in seinem Geschöpf. Unergründbares Räthsel des Lebens, des Werdens, das doch nur ein ewiges, stetiges, einheitliches Sein ist!

Wie du, mein Kind, vor einem Jahre nicht warst, so war einst ich nicht, so war mein Vater nicht, so war der Urahn unser Aller nicht; und doch bist du ich selbst; doch bin ich der, der mein Vater war, und die ununterbrochene Kette des Daseins verliert sich im Oceane der Ewigkeit.

Wer hat gesagt: „das Kind ist Gott?" Es ist der Mittelpunkt eines Kreises, dessen Umfang überall ist; und wie es andere Kinder, andere Mittelpunkte giebt, so ist jedes Kind wieder ein Punkt in dem Umfang des unendlichen Weltkreises.

Pfingsten. Es war Zwist im Hause. Es sollte nie welcher sein. Da bringt man mir mein Kind früh an's Bett, unser Kind. Und wie in Correggio's „heiliger Nacht" alles Licht von dem neugeborenen Jesuskinde

ausgeht, so geht ein Leben und eine Wärme von meinem Kinde aus, der ich nicht widerstehe, und die Herzen versöhnen sich.

Ja, du bist die Sonne der Familie, alle Herzen erwärmst du, das Feuer des häuslichen Herdes unterhältst du. Nun weiß ich, was der heilige Geist ist, der am Pfingstfest ausging. Wie heute, so damals; es ist der Geist der Liebe, der alle Wesen verbindet.

Ganz gewiß, sein Verstand erwacht. Wenn man ihm zu trinken gab (mit Schmerzen hat ihm die Mutter die Brust entziehen müssen, ihr eigenes Leben bedurfte all ihrer Kraft), netzte es sich; man wickelte ihm daher ein Tuch unter's Kinn, damit es sich nicht zu sehr befeuchte. Sonst schrie es fort, bis es die Milch auf der Zunge fühlte. Jetzt schweigt es, sobald man ihm nur das Tuch umbindet; es begreift schon, daß von dem Augenblicke an sein Bedürfniß gestillt wird.

Es ist unglaublich, was eine Mutter leidet, was für Sorgen ihr die Erziehung und Pflege des Kindes verursacht, wie dasselbe all ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Und doch, welch wonnige Beschäftigung, welch süßer Lohn für alle Mühe! Der Mann muß seinem Geschäfte nachgehen, das Kind auf lange Zeit verlassen; die Mutter hat keine andere Arbeit, keine andere Beschäftigung als die Augen stets auf das Kind zu richten. Wie glücklich ist sie! Sie kann all seine Bewegungen verfolgen, auch nicht der kleinste Reiz des kindlichen Lebens entgeht ihr; jeden Hauch seiner Entwickelung beobachtet sie. Sie hat schon vernommen, wie

das Kind eines klaren Lautes fähig ist; statt des unbestimmten Schreies hat dasselbe schon deutlich ein liebliches Ah! modulirt. Und der Vater muß fern sein, kann der Entwickelung des zarten jungen Lebens nicht beiwohnen.

Man hat noch keinen Mann gesehen, der es gewünscht hätte, als Mädchen auf die Welt gekommen zu sein; wohl aber giebt es viele, viele Frauen, die gern als Knabe geboren gewesen wären. Und doch, wenn ich das Glück der Mutter bedenke, die den lieben Engel allstündlich am Herzen hat, so überrasche ich mich oft dabei, daß ich sie beneide.

O wie wahr sind die Worte, die Chamisso der Mutter auf die Lippen legt:

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung giebt;

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

O wie bedaur' ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schaust mich an und lächelst dazu,
Du lieber, lieber Engel du!

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Ein Ah! hat es modulirt. Wie ist das scheinbar so wenig! Wir sagen tausend Mal im Tage Ah, oft bei dem geringsten Anlaß, ja zuweilen wenn wir gar nichts denken. Welche so große Bedeutung kann dies wohl für die Entwickelung des Kindes haben? So sagt man, nicht bedenkend, daß die alltäglichsten Erlebnisse oft die inhaltschwersten sind.

Was ist das Ah? Es ist der erste Buchstabe des ABC d. h. jener Lauter, aus denen die menschliche Sprache besteht, die Sprache, durch die das denkende Wesen mit der Menschheit, mit Gott verkehrt. Der Mensch allein spricht, und die erste Modulirung des ersten Buchstabens wäre kein Ereigniß im Leben des Kindes!?

In den sechsundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets liegt Alles beschlossen, was der menschliche Geist an Kunst und Wissen umfaßt, von Homer bis auf Goethe, von Mosis Bibel bis auf Humboldt's Kosmos; durch diese sechsundzwanzig Lauter theilen sich die Menschen einander mit, was gut, schön und wahr ist. Sie sind der Schlüssel des Gedankens.

Dein Mund, o Kind, hat den ersten derselben gebildet; mit ihm tritt deine Seele in magischen Zusammenhang mit der Seele der Welt. Alle Schauer des Geisterreichs wehen um dich in diesem feierlichen Augenblick; der Vorhang des Allerheiligsten beginnt sich vor dir aufzurollen, und in heiliger Kinderunschuld rufst du leise in frohem Erschrecken: Ah!

Hast du denn wirklich auch schon gelächelt? Wir streiten oft darüber und ich erhebe scherzend Zweifel, ob

es ein Lächeln war, was deinen Mund verzog, oder nicht ein flüchtiges Weh. Freilich, die Mutter hat scharfe Augen; aber hat sie nicht etwa blos gesehen, was sie zu sehen wünschte? Es ist in der That offenbar, daß wir nicht ganz sicher sind, während wir die Thränen oft und reichlich sehen. Ist der Schmerz denn dem Menschen eher gegeben als die Freude? Vielleicht doch, aber er ist sicher der Freude untergeordnet und wird einst von ihr besiegt werden. Der physische Schmerz, das Körperleiden hat dem Auge des Kindes Thränen entlockt; nur das thierische Leben that sich darin kund. Im Lächeln spricht die Seele; das geistige Leben offenbart sich in ihm. Man sieht wohl manche Thiere, wenn sie leiden, z. B. den Hund, Thränen vergießen; aber kein Thier lächelt. Nur das Menschenantlitz wird durch das Lächeln verklärt; es ist der Sonnenschein der Seele. Darum kommt es auch später als die Thräne, darum ist es auch werthvoller. Damit das Kind weine, bedarf es nur des Hungers; seine Bedürfnisse treiben es dazu, es ist ein instinktmäßiger, naturblinder Akt. Zum Lächeln ist das erwachende Bewußtsein unumgänglich nothwendig; das erste Lächeln erblüht aus der Erkenntniß des Kindes, daß es in den Armen der Mutterliebe ruht. Nun begreife ich immer besser Jean Paul's Ausspruch: „Mitfreude ist schöner als Mitleid."

Welch wundervolle Klarheit in den Augen eines Kindes! Sonst erscheint uns der Glanz im Menschenauge nur der Widerschein des Lichtes, des Tages. Hier aber scheint alles Licht vom Auge auszugehen, es ist der Widerschein eines innern Herdes; diese kräftige Klarheit

hat nichts von außen geborgt. Es ist das Licht des Gedankens, die Gluth des Herzens, was im Kinderauge uns anlacht.

Ich habe lange, lange Zeit nichts wieder niedergeschrieben, wohl acht Tage lang, wo nicht länger. Vor dem Glück des Beschauens fand ich keine Zeit, keine Ruhe zur Erwägung und Ueberlegung. Wie ist man so glücklich, so ganz verloren in dem Genuß! Man verfolgt jeden Zug, jedes Spiel der Miene; man belächelt seine Geberden, man sucht die Empfindungen zu errathen, die es beim Waschen, beim Anziehen, beim Herumtragen haben mag. Und wenn es schläft, wenn man fern oder beschäftigt ist, so ruft man sich das Alles vor die Seele und genießt es wieder in der Erinnerung, zum Schreiben kommt man nicht. Schon fühl' ich klar und klarer die Wahrheit von L. Schefers schönen Worten in seinem Laienbrevier:

Geh' fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig — schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie Vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie Mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfraun eine,

Er lebt! Sie leben, Andere leben auf
Aus ihm — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus.
Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind! —
Geh' fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig — schöne Jahre!

Sommerabend! Von Gewittern der letzten Tage gekühlt, ist die Luft frisch und labend; die Sonne neigt sich dem Horizonte zu, das Licht des Tages ist milder, und doch klarer, durchsichtiger. Die Bäume stehen voll Laub, der Wind rauscht in den üppigen Kronen, man athmet würzige Düfte; auf den Straßen, in Gärten und Feldern rührt sich die Welt, die Menschen sind arbeitsfroh und fühlen die Kräfte in ihren Gliedern sich regen. Man lebt, und sagt sich: welche Wonne ist das Leben, welches Glück das Dasein!

Was mich aber erst recht glücklich macht, ist das Bewußtsein, einem Wesen das Dasein gegeben zu haben, einem Wesen das nicht war und das sich nun mit mir des Lebens freut, nach mir (ich bin gerührt bei dem Gedanken, aber es ist weit mehr eine freudige, denn schmerzliche Rührung), nach mir sich des Lebens freuen und dereinst auf meinem Grabe mein Andenken segnen wird.

Ja, ich habe nun erst das Recht mich des Lebens zu freuen, denn ich bin dankbar gegen den Weltgeist gewesen, indem ich mich nicht allein freuen, sondern mein Glück mit einem Andern theilen wollte. Der Hagestolz

ist ein kalter Egoist, sein Leben ist unfruchtbar, der Quell der Tage versiegt mit den seinen, er ist ein Unding, denn wenn er todt sein wird, ist er nicht mehr. Der Vater ist der vollkommene Mensch, er überlebt sich in seinen Kindern.

Und sie hatten Recht, die Israeliten, die eine zahlreiche Nachkommenschaft als den größten Segen Gottes betrachteten. Wie herrlich ist eine zahlreiche Familie, sie ist der Ausdruck patriarchalischen Glückes, sie ist ein Bild von biblischer Schönheit, sie ist der Wille der Natur.

Meine Mutter erzählte mir oft von meinem Großvater, der sich Abends freute, wenn seine sieben Kinder vor dem Schlafengehen ihr Schuhwerk aufstellten und dann immer ein Paar Schuhe das andre an Länge überragte; er sagte dann spaßhaft: „Stehn sie nicht da wie die Orgelpfeifen?“ Und ohne es zu bedenken, sprach er einen schönen Gedanken aus. Wie es vieler Pfeifen zur Orgel bedarf, damit sie den Gesang der frommen Gemeinde begleiten kann, so tönt die Hymne der Familie um so voller und erhebender, je zahlreicher die letztere ist.

Wahrhaftig, ich möchte ein Haus mitten in einem Grasgarten an einem Bach oder Flusse haben, den Grasgarten etwas groß, damit sich Viele darin tummeln könnten, und Haus und Garten nun bevölkern mit kleinen Schreihälsen, die mit den Vögeln um die Wette das Glück des Lebens und das Lob des Ewigen sängen. Das wäre ein Lärm, um den mich die Engel im Himmel bei den Harfen der Seraphim beneiden sollten. Während

das Eine den Schmetterlingen nachjagte, haschten sich zwei andre um den Baum herum, ich läge im Grase mit den beiden älteren und ließe sie im Uebermuth Purzelbäume schlagen, daß sie auf die Nase fielen und bluteten. Das wäre dann ein Schreien, sie liefen zur Mutter, die dem weinenden Säugling eben die Brust giebt, um sich abwaschen zu lassen, die schölte nun mich wieder aus, und ich lachte ihr entgegen, die beiden kleinen Tölpel schämten sich dann ihrer Thränen und lachten auch mit, erst halb schluchzend noch, dann laut und lauter, bis denn zuletzt die ganze Gesellschaft in ein helles glückliches Freudengelächter ausbräche, daß der Abend, der schweigend durch's Thal geht, lächelnd still stände und der Thau wie Freudenthränen von seinen rosigen Wangen träufelte. O heilige Musik des Familienconcertes!

Es war früh gegen drei Uhr. Der Morgen graute schon über den Dächern. Die Vögel in den Käfigen, auf den Straßen fingen schon dann und wann an zu singen, eine Wachtel schlug, die jungen Schwalben in den Nestern zwitscherten. Auf einmal fing auch mein Kind in der Wiege an, ein paar Laute sanften Erwachens von sich zu geben. Vögelgesang und Kindergeplapper, wie begrüßt ihr so schön den jungen Morgen!

Es giebt nichts Reizenderes als das Erwachen eines Kindes. Erst dehnt es sich sachte, dann streckt es sich, die Händchen rühren sich, sie stoßen die Decke zurück und ballen oder falten sich wieder, auf dem Gesicht wird es lebendig, liebliche Züge spielen darauf wie Wellengekräusel im Morgenwinde, dann ruht es wieder

eine Weile. Nun beginnt das Strecken und Regen wieder, das kleine Wesen dehnt sich kräftiger, bald wird es lang, als ob es aus den Windeln sich herausschwingen und seinen Flug nehmen möchte, denn was könnte es anders thun, denn fliegen? seine Beinchen können es ja noch nicht tragen und doch ist es so leicht und zart wie ein Vöglein. O ich begreife nun, warum man die Engel mit Flügeln malt. Lieber Engel! nein, liebes Kind! denn nur die Kinder sind Engel, es giebt keine anderen. Jetzt schlägt es die Augen auf, sieht um sich, aber ruhig, ohne Ungeduld. Nun schließt es sie wieder. Eine neue Pause; nur die Händchen spielen in anmuthiger Verschlingung. Aber jetzt wird es ernst. Die Glieder regen sich alle zusammen, das ist ein Leben und Geberdenspiel, dazwischen ein Schrei, ein andrer. Die Pausen werden seltner, kürzer; jetzt ist es wirklich erwacht, die Augen sind offen, zwei blitzende Diamanten; es setzt alle Kraft an, um zum vollen Bewußtsein des Lebens zu kommen und nun auf einmal schreit es aus voller Kinderkehle wie eine hellschmetternde Trompete, daß Wand und Herz davon widerhallt. Nun aber rasch zu trinken gegeben, denn sein Schreien verlangt danach und erschöpft die kleine Brust. Wie es trinkt in vollen Zügen und dabei die Tante glücklich ruhig anblickt, die ihm das Fläschchen reicht, weil die Mutter leidend ist. Nun hat es Alles ausgetrunken und schläfrig neigt es das Köpfchen wieder, um die hastig genossene Milch zu verdauen. Dann erwacht es wieder im Vollgenuß seiner schwachen Kraft und freut sich, da zu sein, von liebenden Personen umgeben, die es betrachten und die es wieder betrachtet; nun — aber wer vermöchte das anmuthige

Bild in all seinen wechselnden Zügen zu malen, das man nicht satt noch müde wird zu beobachten? Die ihr ein Herz habt, heirathet, um euch dieses Glückes zu freuen!

Mein Rath ist so wahr, daß diejenigen, deren Ehe unfruchtbar ist, nie völlig glücklich sind. Eine kinderlose Ehe ist wie eine stete unbefriedigte Sehnsucht. Ist die Frau reizbaren Temperaments und launisch wechselnd, so wird sie auf allerlei Thorheiten, wo nicht Schlimmeres verfallen, die Leere ihrer Häuslichkeit auszufüllen. Es giebt Manche, die diese Häuslichkeit lieber flieht und niemals daheim ist. Man sieht sie an allen Orten, auf allen Straßen; kaum ist man ihr hier begegnet, so findet sie ein Andrer gleich darauf am entgegengesetzten Ende. Was sucht sie so rastlos? Das Einzige, was ihr fehlt, ein Kind!

Wir sind mehrere neuvermählte Paare in der Stadt. Neulich besuchte ich eines, das zuerst vermählte. Man fragte, wie sich Mutter und Kind befänden; dann erkundigte ich mich nach einem andern bekannten Paare. „Frau N. ist guter Hoffnung, sagte die junge Dame, schon seit fünf Monaten." „Ja, fügte ihr Gatte hinzu und Blick und Wort hatten einen schmerzlichen Ausdruck, wir sind von lauter Gegenständen des Neides umgeben."

Hörst du, mein Kind, man beneidet uns — um dich.

Es ist ein schöner Ausdruck, wie ihn nur das glückliche, fromme Herz ersinnen konnte: „Sie ist guter Hoffnung", oder „sie ist gesegneten Leibes". Ja wohl hat dich Gott gesegnet, o Weib, der dir das Glück gewährt

hat, Mutter zu werden; denn jedes Kind ist eine Frucht der Liebe von Gottes heiligem Geiste.

War es nicht das prüde England, das den gezierten Ausdruck erfand: „Sie ist in interessanten Umständen?“ Für die Königin ersann die Etikette das geschraubte Wort. Der ungenirte Franzose ist auch hier natürlich, und mit welch glücklichem Stolze sagt der Deutsche: „mein Weib ist schwanger.“

Wie ist das Kind gewachsen, an Leib und Seele! Was man aber von großen Personen gar nicht zu sagen, kaum zu denken wagt, hier spricht man alles natürlich aus. „Ist das Kind schon groß! seht nur die kleinen Waden an und die kleinen Schenkel, wie kräftig schon! Das Knie, wie rund! schon zeichnen sich die Hüften.“ Aller Zwang und alle falsche Scham verschwindet, das Kind führt uns in die Natur zurück, die immer rein und keusch ist. Spricht nicht aus den kräftigen Gliedern die Gesundheit, und ist die Gesundheit nicht die Grundlage alles Glücks?

Zur Gesundheit gehört auch die Befriedigung der Bedürfnisse unsers thierischen Organismus; da ist nichts Schmutziges, nichts Widerliches. Ist nicht Alles natürlich und sehen wir nicht aus der regelmäßigen Befriedigung, daß das Kind sich wohlbefindet, daß es gesund ist? Mit Freuden betrachtet man den natürlichen Verlauf dieser Funktionen und zuweilen bricht man bei den spaßhaften Scenen, die sich darbieten, in helles Lachen aus. Ei, so trink und iß, kleines Geschöpf, und mach nur immer neuer Nahrung wieder Platz, damit du wach-

sest und gedeihest und deiner Tage viel werden auf dieser schönen Erde!

Aber auch sein Geist wächst. Es hat nun sechs Wochen und schon sagen uns die zahlreicheren Modulationen seiner Stimme, daß sich das Sprachorgan immer mehr ausbildet. Seine Augen fixiren Dinge und Personen immer sicherer, immer neugieriger; es beobachtet und sammelt Eindrücke ein. Sein Gehör ist klarer, es horcht auf und sucht mit den Augen, woher der Laut kommt. Das Leben auf der Straße, das wir ihm vom Fenster zeigen, verfolgt sein Blick mit sichtbarem Interesse; aber vor Allem fesselt seine Aufmerksamkeit der Flug und das Gezwitscher der Schwalben in der Luft; es hebt das Köpfchen unverrückt nach ihnen auf und folgt ihnen durch die Bläue des Himmels.

Ja, es blickt augenscheinlich gern in den Himmel, den hellen Tag, das Licht. —!—

O Licht, o heil'ges Licht, du Urquell alles Lebens,
Ausfluß und Kleid von Gottes Herrlichkeit,
Du, ohne das all, was da lebt, vergebens
Aufränge nach der schönen Wirklichkeit;
Du Aetherstrom, in dessen laut'rer Welle
Sich alle Wesen trinken lebenssatt;
Nach dem voll Schmerz in seiner dunklen Zelle
Der fromme Seher sich gesehnet hat,
Dem doch des Paradieses goldne Auen
Ein Gott vergönnt in seiner Nacht zu schauen;
Durch das allein uns Alles offenbar,
Durch das sich Welt und Wesen selbst erst klar,
Das heut' zuerst in weihevoller Stunde

In meines Kindes Busen niedersank
Und es mit Gott vermählt zum ew'gen Bunde,
O Licht, o heil'ges Licht, hab' Dank! hab' Dank!

Noch quillt von seiner Lippe nicht die Rede,
Doch ich bin Eins mit ihm, inbrünstig bricht
Mein Jubel aus und schwillt zur Hymne, zum Gebete
Und selig, segnend Lipp' und Seele spricht:
Hab' Dank! hab' Dank! o Licht, o heil'ges Licht!

Dich faßt kein Maß; nicht an die flücht'gen Stunden,
An Tag und Nacht nicht, noch an Raum und Zeit
Bist du in Sein und Wirksamkeit gebunden;
Mit allem Glanze deiner Seligkeit,
In Gottes Haupt der heiligste Gedanke,
Füllst du das All ohn' Anfang, ohne Schranke
Von Ewigkeit in alle Ewigkeit;
Und prächt'ger nur aus grenzenlosen Fernen,
Wenn dieser Ball im Schatten ruht der Nacht,
Sprichst du zu uns aus unzählbaren Sternen,
Du, Seele Gottes, mit der Wahrheit Macht.

Du sprichst: denn Licht ist Laut. Wenn hinter Kerkermauern
Der Märtyrer sein Leben muß vertrauern,
Sprichst du durch's Gitter Trost dem Edlen ein
Und webst um's Haupt ihm einen Heil'genschein.
Du sprichst: denn Licht ist Wort. Wenn schaudernd vor Entzücken
Das Herz umsonst, die Wonne auszudrücken,
Nach Sprache ringt, ihm jeder Laut gebricht
Und selig es verstummt, das Auge spricht.
Du sprichst: denn Licht ist Lied. Wenn auf den Zweigen
Des dunkeln Waldes alle Vögel schweigen,
Spricht zu dem Wanderer der Sonnenstrahl,
Der sich vom Himmel durch das Dickicht stahl.

Doch schöner als der schönste Strahl der Sonne
Kehrst du in reinster Paradieseswonne
Aus meines Kindes Auge mir zurück
Und lachst mich heilig an als Vaterglück!
Und selig, segnend meine Seele spricht:
Hab' Dank! hab' Dank! o Licht, o heil'ges Licht!

O heil'ges Licht! in reiner Andacht Feier
Heb' ich mein Haupt zu dir und bete an;
Geläuterter fühlt sich mein Herz und freier
In deinem Glanz auf seiner Erdenbahn.
Ich bin ein Glied nur in der frommen Kette
Der Beter, die von Anbeginn der Welt
Dich dankbar segneten an Gottes Stätte,
Deß Sein und Wesen ihnen du erhellt.
Zum milden Agni betete der Inder,
Eh' Brahma noch sich seinem Geist erschloß;
Durch dich küßt Gott zum Leben seine Kinder,
Und wenn der Strom der Tage nun verfloß,
Wenn, fast geblendet nun vom Glanz der Sonne,
Das Auge müd' und scheinbar satt der Wonne
In Todesgraun und Grabesdunkel bricht,
Ruft dürstend noch der Greis: „Mehr Licht! mehr Licht!"

Ja selbst was leblos ist, selbst das Gestein
Faßt dich wie Lebensgluth in seinem Schrein;
Das todte Gold, der taube Diamant
Spielt dich zurück in glüh'ndem Farbenbrand
Und lebt durch dich. Denn alle Wesen leben,
Ja jedes glückliche Geschöpf, es lebt von dir;
Die Pflanze selbst, die jedes Lüftchen schaukelt,
Der Käfer, der auf ihrem Halme gaukelt,
Kehrt wie der Adler sich nach dir, nach dir.
Der Wiesenbach, des Oceanes Wogen
Der blaue Aether an des Himmels Bogen,
Der Blumen Schmelz, der Matten warmes Grün,
Dein Leben ist's, o Licht, von dem sie glühn.

O welche Sprache mag den Zauber fassen,
Den himmelreinen Reiz von deiner Pracht?
Das farbenreichste Bild, es muß erblassen,
Wenn unserm Aug' des Urbilds Schönheit lacht.
Und doch, nie müde, gab in allen Zungen
Begeistrungsvoll der Mensch dir Preis und Ehr';
Vielnamig, ewig Eins, wardst du besungen
Als Helios Apollo von Homer.
Du bist der Perser Mithra, bist die Sonne
Des Inkareichs in Peru's Paradies,
Du bist der Götter und der Menschen Wonne,
Die einst Lucrez als Alma Venus pries.
Du bist der Quell der Schönheit und des Lebens,
Der reinen Seele Heimath und Symbol,
Des Geistes Ziel, der Endpunkt seines Strebens,
Der Menschheit unverrückter ew'ger Pol.
Du bist die Wahrheit in der Schönheit Glanze,
Urania im reinen Sternenkranze,
Du bist — und deine Strahlen saugen
Des frommen Glücks und Dankes Thränen auf,
Die mir entströmen jetzt in vollem Lauf —
Du bist der süße Blick aus meines Kindes Augen
Und selig, segnend meine Seele spricht:
Hab' Dank! hab' Dank! o Licht, o heil'ges Licht!

Ich habe lange, lange nach Worten gerungen, um zu schildern was in meiner Seele vorging, als ich den Blicken meines Kindes zum Himmel folgte, als ich selbst mit ihm den Aufschwung zum Lichte nahm. Da fielen mir einmal unwillkürlich die allbekannten weltberühmten Worte Milton's am Anfang des zweiten Gesanges seines „Verlorenen Paradieses" ein: Heal, holy light! und plötzlich ward es klar in meiner Brust und alle Gefühle, alle Gedanken, alle Erinnerungen aus Dichtern rannen

plötzlich, wie Strahlen in einen Stern, in das Lied zusammen, das ich soeben niedergeschrieben habe.

Doch nicht alle; denn wer vermöchte in einen Rahmen zusammenzufassen, was an Fülle der Gedanken aus dem unendlichen Strome des Lichtes quillt? Selbst der Harmoniensturm, womit Haydn's Musik die Worte „Und es ward Licht!“ umbraust, weckt nur eine schauervolle Ahnung von der Tiefe ihres Sinnes. Wie in einem Gegenpole drückt Dante diese Tiefe durch ein gleich malerisches Wort aus, wenn er die Schreckenshöhlen der Hölle „stumm an Licht“ nennt; denn blind und stumm zugleich ist die furchtbare Abgeschlossenheit von der lebendigen Schöpfung. Als Schmerz bricht diese Abgeschlossenheit in Melchthal's Klage bei Schiller aus, an die unwillkürlich Jeder denkt, der den zauberischen Reiz des Lichtes preisen will.

Ist aber das Böse lichtlos, so ist für den Denker und Dichter Licht und Gottheit gleichbedeutend; aus der neuplatonischen Philosophie, aus Plotin hat Goethe den Spruch von der göttlichen Natur des Menschen geschöpft:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnt' es sonst die Sonne schauen?

Dante's Worte sind aber keineswegs eine blos bildliche Redeweise, sprechen und sehen sind sich naturverwandter als man denkt; die beiden griechischen Worte für „reden und scheinen (glänzen)“, φάω und φαίνω, sind im Sanskrit noch Eins; so lebhaft wie der Schall zum Ohr, sprach dem reinen Naturmenschen das Licht und die im Lichte glänzende Schöpfung zum Auge; und von diesem ursprünglichen Ausdruck ist unsre moderne sogenannte tropische Redeweise „das Auge spricht“ nur

ein Echo. Ist doch das Auge, das Empfangsorgan des Lichtes, das einzige Glied, von dem man dies außer der Zunge sagt.

Licht und Gottheit sind gleichbedeutend, sagte ich, sie theilen dieselbe Grundeigenschaft. Das Licht erfüllt, wie Gott, die Welt; es allein ist, nicht aber die Nacht; diese ist nichts Wirkliches, sie ist nur der Schatten des Erdballs und dient, anstatt das Licht zu verdecken, nur dazu, uns unzählige andre Lichtquellen in den grundlosen unendlichen Tiefen des Weltraumes zu zeigen.

Und wie sich der scheinbare Dualismus der Welt in die göttliche Einheit auflöst, so ist auch Licht und Wärme Eins, gleichwie Herz und Geist in der Seele Eins sind. Spinoza drückt dasselbe in abstracter Form aus, wenn er Denken und Ausdehnung die beiden Grundeigenschaften Gottes nennt; das erstere entspricht dem Lichte, die zweite der Wärme.

Die göttliche Verwandtschaft des Menschen zeigt sich aber auf verwandte sinnliche Weise. Der Mensch allein von allen Wesen macht Feuer und Licht; „um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner“ und so wird das Licht der Genius der Familie, und der Herd die Sonne der sittlichen Welt, an deren Gluth die edelsten Tugenden unsers Geschlechtes erblühen.

O ewiges Licht, o heilige Gottheit, walte fort und fort leuchtend und erwärmend über meinem Kinde!

Aber nun besinne ich mich auch, was ich vergessen hatte zu bemerken: nicht zum ersten Male folgt das Auge meines Kindes dem Lichte; in den ersten Augen-

blicken seines Daseins schon sog es die Strahlen desselben in sein noch inhaltloses Inneres ein. Die Hebammen sagen eine der andern nach, das neugeborne Kind sehe noch nicht. Allerdings wird die aufmerksame Beobachtung erst nach und nach, in Folge der verschiedenen Eindrücke, die auf das Gehirn einwirken, selbstthätig. Dessenungeachtet behaupte ich, was ich gesehn habe; als ich der Hebamme beim ersten Waschen leuchtete, sah ich genau, wie die kleinen Augen dem Lichte der Lampe folgten, die ich in den Händen hielt; das Kind sah nicht nur, es blickte.

Es sucht die Bewegung. Legt man es, wenn es wach ist, in's Bett, so schreit es und kann doch noch nicht gehen; dann nehme ich es auf den Arm und trage, schaukle, tanze es in der Stube herum; es ist kaum in meinen Händen, so schweigt sein Geschrei; es fühlt, daß man sein Flehen erhört.

Nun ja, ich nehme es auf den Arm und trage es herum. Meine noch ledigen Freunde würden lachen, wenn sie mich so sähen, wie ich sonst auch darüber lachte. Man lacht, weil man noch nicht das Glück erkannt hat, eine junge Menschenseele heranzubilden.

Ich erinnere mich dabei, wie mir einmal meine Mutter in die Ferne schrieb: „Die N., unsre Nachbarin, hat ein kleines Mädchen.“ Ich lächelte darüber, daß meine Mutter diesem Ereigniß solche Wichtigkeit beilegen konnte. Damals dachte ich an die Fehden des Jahr-

hunderts, an den Kampf der Welt; wie eng und klein erschien mir da das häusliche eingepferchte Glück. Und nun ist mir auch ein kleines Mädchen zu Theil geworden; wie glücklich fühle ich mich nicht!

Es ist ein Mädchen, unser Kind. Habe ich es nicht schon gesagt? Wer denkt auch gleich daran? Für die Eltern ist es ein Kind.

Ein Kind! Ihr habt wohl noch nicht darüber nachgedacht, wie poetisch, wie keusch zugleich die Sprache in dem Worte „das Kind" ist; sie unterscheidet nicht zwischen dem Sohn und der Tochter, alles Geschlechtliche existirt auch nicht für das Neugeborene, die Kleidung für den Knaben ist dieselbe wie für das Mädchen, das Kind ist nur der Keim des Menschen. Erst später „reißt sich stolz der Knabe vom Mädchen", aber in der Wiege lächelt uns nur „das geliebte Kind" zu.

Die französische Sprache verwischt diesen Unterschied zu früh. In seinem „Landarzt" läßt allerdings Balzac die kürzlich verheirathete Müllerin, die man fragt ob sie einen Knaben oder ein Mädchen wünsche, antworten: „Pourvu que ce soit un enfant! Wenn es nur ein Kind ist!" Aber bald stört die leidige Grammatik diese schöne Naivetät des Herzens und Frau von Sévigné sagt mit physiologischer Klarheit: „Cette enfant est bien jolie."

Allerdings haben die Franzosen für das Kind in der Wiege das Wort bébé und behalten es fort für beide Geschlechter, bis der Knabe die ersten Hosen be-

kommt; es ist den Engländern entlehnt, die das zarte Kind baby nennen, aber es ist nur ein Ausdruck der Liebkosung, eine Tändelei.

Es ist doch sonderbar: seitdem mir ein Töchterchen geboren ist, sehen mich die Kinder im Hofe — es sind zufällig lauter Mädchen, meist von drei bis sechs Jahren — mit ganz anderen, eigenen Augen an. Sie können sich keine Rechenschaft von dem geben, was sie bewegt; aber sie ahnen etwas, was ihre Herzen seltsam ergreift: „dieser Mann, der uns bisher fremd war, ist ein Vater wie der unsre; ein Kind, wie wir selber sind, schmiegt sich an ihn mit demselben Vertrauen, mit dem wir uns an den unsern schmiegen.“ Ich bin ihnen offenbar näher gerückt, ich habe einen Platz in ihren Herzen.

Etwas Aehnliches geht in dem Herzen meiner Gattin vor. Wenn sie mit unserer Tochter ausgeht, betrachtet sie alle Kinder, die ihr begegnen. Früher achtete sie nicht darauf; jetzt ist sie wie gebannt; vor jedem, namentlich vor den jüngsten, muß sie stehen bleiben, es prüfend ansehen, mit dem ihren vergleichen die Wärterinnen, Mütter oder Ammen, die es tragen, ausfragen. Ist es krank, so beklagt sie es und ist glücklich, daß das ihre sich einer treuen Pflege erfreut. Ist es gesund, schön — aber nein, neben dem ihren treten alle andern in den Hintergrund, ihr Kind ist das schönste von allen.

Ich ging mit meiner Frau spazieren; in der Straße sagte sie zu mir: „wie viel Kinder es doch giebt! ich

bemerke das erst, seitdem ich auch eins habe. Die Straßen scheinen mir jetzt wie bevölkert von Kindern, und doch war es immer so; aber erst jetzt habe ich Augen dafür.“ Es ist etwas Heiliges, Göttliches um die Mutterliebe; ein Mutterherz dehnt ihre Liebe auf alle Kinder aus, es umschließt die Welt.

Ich habe es eben gesagt, mein Kind ist schon ausgegangen; auf sichren Armen getragen, von treuen Augen gehütet, ist es schon hinausgegangen in die Welt. Der erste Gang hatte es angegriffen, und ein paar Wochen lang haben wir es im Zimmer zurückbehalten, jetzt kommt es fast jeden Tag hinaus. Es scheint das etwas ganz Geringfügiges, und doch, was drängt sich Alles in den ersten Gang zusammen! Nichts ist wichtiger als der erste Schritt, den das Kind über die Schwelle des Hauses thut, in welchem es geboren ist. Aus dem süßen Traum des Daseins im Mutterschooß, aus dem engen Raum, in dem es die ersten Wochen seines Erdenlebens hinschlummerte, umgeben von lauter Liebe und Sorgfalt, tritt es nun hinaus in das Leben voll Kampf, in das Gewühl der Welt, wo Haß und Liebe sich befehden, wo die streitendsten Interessen mit einander ringen. Einst wird es auch seinen Theil an diesem großen Drama nehmen, wird es mitkämpfen, mitringen; Haß und Liebe werden sich in sein Herz theilen, das dann leiden oder sich freuen wird wie alle die, in deren Mitte es jetzt im Arm des Schlafes zum ersten Mal erscheint. Und dieser erste Gang wäre kein wichtiger? O wohl dir, daß du ihn unbewußt thust, in festem Schlummer befangen vom ersten Hauch der freien Luft!

Wärst du dir des Ernstes bewußt, der jetzt über dir schwebt, dein Herz würde vor Zagen stocken. Nimm, mein Kind, nimm meinen ganzen Segen hin auf deinem Gang durch's Leben!

Ich habe vergessen, an welchem Tage man dich zum ersten Male auf die Straße getragen hat. Den Tag, an welchem du zum ersten Mal mit deinen Füßen selbst die Schwelle des Hauses überschreitest, ich werde ihn feierlich zu deiner Erinnerung aufzeichnen.

Die erste Tugend eines Kindes ist das Vertrauen, vorzugsweise die Tugend der Unschuld, der Hülflosigkeit. Wehrlos und sanft wie das Lamm überläßt sich das Neugeborne vertrauensvoll den Armen der Umstehenden; es unterscheidet sie noch nicht, es weiß nicht, durch welche Bande Vater und Mutter an es gefesselt sind; die Brust der Amme, der Fremden, nimmt es, als wäre es die der eignen Mutter, und es empfängt die Pflege einer Wärterin mit eben der Zuversicht, es blickt zu derselben mit eben derselben Ruhe auf, mit der es später bei klarem Bewußtsein sich den Armen der Mutter hingiebt. Es vertraut eben. Ein unendlich tröstendes Gefühl liegt in dieser Bemerkung, sie ist die schöne Bestätigung der sittlichen Weltordnung; der Glaube an die das All durchdringende Liebe wird mit uns geboren.

O Kind! du bist hülflos und doch fürchtest du dich nicht; du bist schuldlos und darum vertraust du.

Der Mensch kommt gut aus Gottes Hand, denn er glaubt instinctmäßig an die Güte des Menschen.

Aber schwach wie es ist, fehlt auch das Kind schon. Sein erster Fehler ist die Ungeduld, der Zorn. Es erwacht mit einem Bedürfniß, es fühlt sich vielleicht von einer Nadel gestochen, es verlangt sonst etwas; natürlich eilt man es zu befriedigen, aber so schnell wie es möchte, geht es doch nicht und dann weiß man auch nicht gleich was es bedarf. So vergeht einige Zeit. Wie wird sie ihm lang! Schon hat es genug Beobachtungssinn, um zu bemerken, daß man sich um sein Verlangen bekümmert, aber es will nicht warten, ungeberdig regt es sich mit Händen und Füßen, schreit es aus vollem Halse, das kleine wehrlose Ding wird zornig, daß man vor Spaß laut auflachen möchte, müßte man nicht fürchten, daß es sich Schaden thun könnte.

Ungeduld! Erste Untugend des Menschen auf seiner Wallfahrt durch's Leben, häßliche thörichte Schwäche, von der wir uns so spät erst losmachen können, oft dann erst, wenn es zu spät ist! Das Leben ist lang, alle Früchte reifen zu ihrer Zeit; wolle, mein Kind, sie nicht zu früh brechen, lerne Geduld! Manche der Früchte sind bitter und du wirst sie in Thränen essen, verlange nicht zu früh nach ihnen, lerne Geduld! Nicht alle Früchte reifen, manche die du ersehnst, nach denen du seufzest oder schreist, fallen vor der Zeit und dein Erwarten wird getäuscht; fasse dich, ergib dich bei Zeiten, lerne Geduld! Das Leben dehnt sich weit und lachend vor dir aus, dein Auge sieht sehnsüchtig die schöne Pappelallee hinab, durch die du zu dem Garten deines Glückes wanderst, ungeduldig rühren sich darin deine Füße und im raschen Laufe möchtest du zu deinem Ziele rennen. Lerne Geduld, o Mensch! lerne Geduld! Nur

zu rasch ist das schöne Leben verrauscht, nur zu früh ist die Wanderung vollendet, zu früh kommst du am Ziele an, es ist das Grab! Dann hast du keine Eile mehr und wehmüthig blickst du nach dem schönen, stillen Ort zurück, von dem du ausgingst, sehnst dich wieder zurück nach deiner kleinen Wiege, in der du jetzt vor Ungeduld schreist, daß man dich nicht rasch genug herausnimmt!

Von der häßlichen, ungeberdigen Ungeduld kehre ich zurück zu dir, schöne Tugend der Unschuld, frommes Vertrauen! Das Auge, mit dem du uns anblickst, lacht sanft und ruhig wie der stille See, in dem sich der heitere, blaue Himmel beschaut. Du bist der milde Führer durch das Dorngesträuch des Lebens; wem du im Herzen ruhst, wird nie verzagen. Wehe dem Menschen, der das Vertrauen im Herzen des Kindes tödtet! Er streift den Schmelz von den Schmetterlingsschwingen der Seele, er trübt den reinen Spiegel vom Auge der Unschuld, er vergiftet das Leben!

Die große Tugend der Eltern und derer, die mit Liebe das Kind pflegen, ist die Nachsicht. Wenn es ungeduldig wird, ist nicht die Hauptursache davon seine Unfähigkeit sich auszudrücken und sein Bedürfniß zu nennen, kurz — zu sprechen? Wie könnte man da selbst ungeduldig werden! Mitleid hat man mit dem armen Geschöpf, das vielleicht über sich selbst böse ist, gegen sich selbst ungeduldig wird, weil es sich nicht verständlich machen kann. Die Lateiner nannten darum das Kind „infans, das noch nicht Sprechende."

Was für Versuche macht es nicht zu reden! Man

sieht deutlich, wie es arbeitet, wie Zung' und Gaumen sich anstrengen, und schon werden seine Laute artikulirter, fast bildet es Sylben und es gibt den Tönen, die seiner Kehle entquellen, eine ausdrucksvollere Betonung.

Freundliches, wonniges Wesen! wie du, so erwarten deine Eltern den süßen Augenblick, wo deine Lippen zum ersten Male das Wort „Vater! Mutter!" lallen, wo du sprichst, wo dich die Sprache zum Menschen macht.

Mit Recht sagt Herder: Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheuere Fluth seiner Gefühle in Dämme einschloß und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte.

Der Erwachsene überlegt nicht, wie viele Eindrücke das Kind erst sammeln muß, um denken und sprechen zu können. Die unzähligen Gegenstände, die wir vor Augen haben und die in stetem Wechsel an uns vorüber gehen, sind für das Kind ebenso viele Räthsel, die es zu entziffern sucht. Ich sehe wohl, wie das meine, wenn man es auf dem Arme trägt, anfängt zu beobachten, zu vergleichen, wie es ein Bild an der Wand von dem Hausgeräthe unterscheidet, wie es bald von dem einen, bald von dem andern Gegenstande angezogen wird. Die Bilder mögen sich hinterher in seinem Geiste, den zu viele Eindrücke ermüden, manchmal wieder verwischen; aber doch scheint es sich schon zu erinnern. Es war geimpft worden und hatte daher die Stube eine Woche lang gehütet; als man es zum ersten Mal wieder auf die Promenade trug, öffnete es die Augen mit einem

ganz sonderbaren Ausdruck und stieß ein fröhliches Ah! wie zum Zeichen der Wiedererkennung aus.

Die physische Entwicklung geht schon rascher vor sich, sie befördert die geistige. Noch ist die Willenskraft schwach; wenn es ungeduldig nach der Milch schreit, so faßt es sich noch lange nicht, obgleich es die süßen Tropfen schon auf der Zunge fühlt, sein Geist vermag dem unwillkürlichen Ausbruch seines Schmerzes noch nicht rasch zu gebieten. Nur langsam kommt er zum Bewußtsein seiner selbst, zum Gebrauch seiner Sinne und Organe. Der Geruchssinn ist erwacht. Es hat ein Paar Mal Orangeblüthenwasser getrunken; neulich sollte es wieder welches bekommen; kaum öffnet man das Fläschchen, so dehnt es Augen und Nasenflügel aus und zeigt, daß es sich des Duftes und Trankes erinnert.

Sein Gehör ist empfänglich. Ich hatte es in den Armen und ließ es tanzen, indem ich ihm mit kosenden Worten zusprach; plötzlich unterbrach ich mich, um die Mutter zu rufen, sie war in einer entfernteren Stube und meine Stimme war laut. Anfangs sagte das Kind nichts, es schien nur zu horchen; dann als ich auf's Neue und dringender rief, fing es plötzlich an zu weinen. Es unterschied sicherlich die jetzige laute fortschallende Stimme von den vorhergehenden Liebkosungen und glaubte gewiß, daß ich es ausschölte.

Auch sein Sehorgan ist schon einmal mit Absicht von ihm gebraucht worden; ich habe bemerkt, wie es das rechte Händchen eine Minute lang ruhig hielt und mit dem Auge darauf verweilte.

Die Pforten zu seinem Geist und seinem Herzen

öffnen sich nach und nach und schon erzieht man es zur Selbstbestimmung. Neulich hatte es den Schnupfen, sein Näschen war verstopft, da hielt man ihm ein Tuch vor, klemmte die Nasenflügel zu und siehe da! es schnaubte sich. Man wird sagen, daß der Instinkt es naturnothwendig dazu trieb, der eingepreßten Luft Raum zu schaffen; aber das ist der Anfang alles psychischen Lebens. So gewöhnt man es auch an's Gehen. Die Tante stellte das Kleine, als man es eben gewaschen hatte, auf den Schooß und durch einen leisen Zug an der Schulter brachte sie es dahin, daß es von selbst ein Füßchen nach dem andern vorsetzte.

Ißt das kleine starke Ding doch schon sein Brod- und Griessüppchen und ist nur erst zwei Monat alt!

Stark nannte ich's? Und schon war es krank, nach dem Impfen litt es an Fieber. Schmachtend wie eine welke Blume ließ es das Köpfchen, das es sonst so kräftig hebt und trägt, schlaff auf die Seite hangen, daß wir mit Bangen die Tage verbrachten. Mit Recht vergleicht man die Kinder mit Blumen; sie sind so zart und anmuthig, aber auch so schwach wie diese. Du schöne Mairose, welke nicht, blühe auf zu voller Schönheit!

Da denke ich eben an ein liebliches Begegnen. Ich ging in der Straße an einem Herrn vorbei, der ein hübsches Mädchen von fünf oder sechs Jahren, offenbar sein Töchterchen, an der Hand führte; eben überschritt ich den Eingang einer Seitengasse und sprang auf das andere Trottoir, als ich plötzlich ein warmes, weiches Händchen meine Hand fassen fühlte; ich sah zur Seite

und sah das hübsche Mädchen, dem ich eben begegnet war, neben mir; es hatte sich zufällig von seinem Vater getrennt und, in Gedanken vorwärts gehend, mich für denselben gehalten. Es rührte mich wunderbar. Wenn ich einst so mit dir spazieren gehen werde, meine Tochter!

Man sagt, daß in der Regel die Tochter dem Vater gleicht. Der Ausnahmen sind viele, und wir, die Mutter und ich, streiten uns oft darüber, ob sie mir gleicht. Es scheint so; „aber, sagt dann die Mutter, die Augen hat sie von mir.“ Ich entgegne und nehme die Haare in Anspruch, die blond sind, wie die meinen. „O, ist die Antwort, sie fangen schon an braun zu werden, gewiß werden sie einmal schwarz wie die meinen, und sieh nur die Wimpern an, sind sie nicht —?“ Und nun gibt es ein Streiten, ein Zanken, wobei immer Eins neidischer ist als das Andere. Kind, süßes Räthsel, du bist sie, und du bist doch wieder ich. Es fallen mir Immermann's Worte aus seinem Merlin ein, ich ändere eins davon und sage dann mit ihm:

> Das Weltgeheimniß ist nirgendwo,
> Es ist nicht hier und nicht dorten;
> Es schaukelt sich ein unschuldiges Kind
> Auf der Liebe blühenden Worten.

Aber, ob sie mir, ob sie dir gleicht, Weib meiner Wahl, dir doch danke ich sie. Mit einem neuen Gefühle der Achtung neige ich mich vor dir; es ist nicht mehr die zaubersüße Mischung von Scheu und Sehnsucht, es ist ein ernstes Gefühl voll Ehrerbietung und ich denke

an die Worte des Chors in Schiller's „Braut von Messina“, als Donna Isabella zwischen ihren Söhnen erscheint.

Beide Chöre.

Preis ihr und Ehre,
Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne!
Knieend verehr ich dein herrliches Haupt.

Erster Chor.

Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz,
Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft,
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniß zu schauen,

Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.

Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron,
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Es liegt allerdings etwas wunderbar Reizendes in dem Gegensatz von Mann und Weib, wenn er versöhnt als Sohn und Mutter erscheint. Ein eigener Zauber verklärt ihn und göttlich schön ist der Stolz, mit dem

die Mutter auf den von der Welt gefeierten Mann blickt, der ihr Sohn ist. Aller geschlechtliche Unterschied ist verschwunden, der Sohn sieht in seiner Mutter nicht das Weib, sondern ein Ideal, so fern und nah wie die unsichtbare Gottheit.

Gewöhnlich wünscht man auch immer einen Sohn, wenn man das erste Pfand der Liebe erwartet; man sagt das so hin, unüberlegter Weise, wie die junge Frau am Piano ein Lied singt: „Mein Erstgeborner.“ Und mein Erstgebornes ist ein Mädchen!

Aber du bist mir so lieb, als wärst du ein Knabe. Während die Söhne dem greisen Oedipus Jammer bereiteten, war die fromme Antigone die Führerin des blinden Vaters. Kein Heldenthum reicht an den heiligen Märtyrtod der „Jungfrau von Orleans.“ Und du, liebes Töchterchen, war deine Mutter, mein geliebtes Weib, nicht auch ein Mädchen? Und ist Frauenschönheit nicht die Perle der Schöpfung?

Frauenschönheit! Wer sie nicht in einer jungen Mutter gesehen hat, hat sie nicht gesehen.

Da sitzen die zwei neuvermählten Freundinnen im Garten, zwei schön erblühte Frauenblumen mitten unter Blumen; der einen ruht schon die süße Frucht ihrer Liebe auf dem Schooße, der andern regt sich die liebliche Hoffnung noch unter'm Herzen. Sie begegnen sich zum ersten Male nach der Vermählung wieder. In ihrem Blicke ringt ein wunderbares süßes Gemisch von verschiedenartigen Empfindungen und Gedanken; es ist ein holder

Streit von mädchenhafter Schamhaftigkeit und weiblicher Erfahrung. Sie sehen sich an mit verständnißinnigem Lächeln und können doch gegenseitig ihren Blick nicht aushalten und — sie schlagen das Auge nicht nieder, denn was in ihren Herzen vorgeht, ist rein wie das Sonnenlicht — aber sie wenden es weg sanft erröthend in lieblicher Verwirrung und dann auf einmal sehen sie sich wieder herzhaft an und brechen wie muthwillige Kinder in ein helles, schalkhaftes Lachen aus, daß die Sonne neugierig durch die schwankenden Zweige hereinblickt und die Vögel plötzlich in ihrem Gezwitscher innehalten. Ihre Seelen gleichen dem klaren See, der die unbewölkte Himmelsbläue im reinen Busen widerspiegelt und dessen Oberfläche plötzlich ein neckischer Morgenwind kräuselt. Und nun beginnt ein fröhliches Geplauder, von so wonnigem Zauber, wie es nur auf den Lippen junger Frauen erblühen kann, die sich als Mädchen im Pensionat verlassen haben und sich nun als Neuvermählte, als glückliche Mütter wiedersehen; die Erinnerungen an die Kinderspiele durchkreuzen sich mit den Ergüssen des Mutterglückes, in den hellklingenden Scherz tönt mit komischer Gravität der Bericht, wie eine Jede das Scepter des Hauses führt, aber keine Note in dem lustigen Concert wird festgehalten, das rinnt in geschwätzigem Plaudern fort, wie die Wiesenquelle unter Blumen über Kiesel hinrennt; und darein singen die Vögel, die von den Bäumen zuhören, spielen die Sonnenlichter, die sich in die glücklichen Augen hineinstehlen möchten, nicken die Blumen, die wie mitfühlend zarter duften, und dazwischen blüht auf dem Schooße der jungen Mutter die schöne Menschenknospe, das holde Kind, und wenn es von dem

fröhlichen Geplauder erwacht und das Auge öffnet, da geht es daraus hervor wie Paradiesesglanz und der Garten wird zum Eden. Aber über das Antlitz der jungen Frau, der Mutter, fliegt eine Verklärung voll rosiger Milde und strahlender Wonne, daß der ganze Himmel, der sich über ihr ausspannt in krystallener Bläue, noch einmal so sonnig lacht, als wäre er nur der Widerschein von der Seligkeit im Mutterauge.

Es war Kirchweih in einem Dorfe vor der Stadt; wir ließen das Kind, das noch zu zart ist für so lange Gänge, nach Hause tragen und fuhren über den Fluß hinüber. Ich liebe es, mich in einer fröhlichen Volksmenge zu verlieren, die aller Etikette fremd nicht die Schranken kennt, welche falscher Anstand und verkünstelte Sitten um die verschiednen Gesellschaftskreise gezogen haben. Da hat das laute Gelächter noch metallenen Klang und die Freude kommt aus dem Herzen; sie ist zuweilen lärmend wie die Arbeit, deren rauhen Händen sie flinkfüßig mit Einem Satze entspringt, aber sie ist natürlich. Und das war denn auch ein Lärm, wie ihn das Volk macht, für das nicht alle Tage Festtag ist. Da ließ ein verliebter Bursche sein fröhliches Schätzchen um Pfefferkuchen würfeln, dort schäkerten muntere Mädchen in lustigem Geschwätz mit einander und wiesen wort- und schlagbereit den derben Witz und die rüstigen Arme zurück, die nach ihnen verlangten, weiterhin versammelte die Trommel eines Marktschreiers die gaffende Menge um eine Schaubude, die kleinen Buben jagten sich durch's Gedränge, hier und da lagerten Gruppen singend im Grase, bald eine Flasche leerend, bald vom

ebengekauften Kuchen naschend, während daneben kleine Mädchen sich im Reihen drehten und mit hellen Kinderstimmen dazu sangen. Auf einmal fiel unser Blick auf eine andere Gruppe; welch trauriger Anblick! Es waren auch Kinder, Knaben von sechs bis etwa elf Jahren, die im Grase lagerten, aber sie sangen nicht, sie spielten nicht, ihr Blick war so farblos grau wie das einförmige Gewand das sie alle trugen; so sahen sie stumm dem fröhlichen Treiben um sich zu, halb sich verwundernd über das Schauspiel und den Lärm der sie umgab, wie über etwas Fremdes, für das ihr Herz kein Verständniß hatte, halb stumpfsinnig und gleichgültig. Was ging sie die Welt an, in der Niemand sie liebte? Es waren Waisenkinder, meist Findlinge! Kein Vater führte sie an der Hand, um ihnen die Kostbarkeiten umher zu zeigen oder eine kleine Leckerei zu kaufen, keine Mutter lächelte ihnen zu und sang ihnen ein Kinderlied vor, sie mit einem Kusse aufmunternd es mitzusingen. Bei Seite, gestützt auf einen Stock, standen ein Paar Aufseher in ernst zugeknöpftem Rock, zugeschnitten wie eine Uniform, ebenso mürrisch und trübselig aussehend wie sie selbst. Es war ein trauriger in's Herz schneidender Anblick. Um die Armen herum hüpften glückliche Kinder an der Hand des Vaters, an der Seite der Mutter, sich tummelnd mit fröhlichen Brüdern, Vettern und Nachbarskindern. Ein Waisenkind und nun gar ein Findelkind hat nicht einmal einen Bruder, für das Verlassene giebt es kein Band der Familie, es ist ausgestoßen aus der Gesellschaft. Das Erbarmen ist zwar erwacht in dem Herzen der Menschen und der Staat nimmt sich der Waisen an, er giebt ihnen leibliche Pflege und bringt

sie später bei Handwerkern oder sonst unter, wo sie ihr Leben durch Arbeit fristen können. Aber wer ersetzt ihnen die Familie? Nur an dem Feuer des häuslichen Herdes erwacht die sittliche Wärme des Herzens, nur in der Atmosphäre der Familie erblüht die zarte Pflanze des Geistes zur duftenden Reife. Nicht einmal Nachbarskinder haben die Waisen, sie haben ja kein Haus. Eingesperrt in eine öffentliche Anstalt sind sie vielmehr Gefangne denn freie Wesen; ihre Willenskraft entwickelt sich nicht, Gehorsam ist ihnen auferlegt, nicht jener fromme Gehorsam des noch unerzognen Kindes das aus Mutter- und Vatersmunde lernt, was recht und unrecht, gut und böse ist, sondern der unterwürfige Gehorsam der nicht fragen darf: warum? der unbedingt der Hausregel und dem Worte des Aufsehers folgt, nicht der Gehorsam der Liebe, welche weiß, daß die Liebe räth, sondern der Gehorsam des Zwanges, der oft nur von der Furcht geleitet wird. Und sind die Zeiten auch vorüber, wo es noch „Zucht- und Waisenhäuser" gab — entsetzliches, alles menschliche Gefühl höhnendes Wort! —, wo man die armen Geschöpfe mit Verbrechern in eine Anstalt zusammensperrte, wie elend ist noch immer das Loos der unglücklichen Kinder!

Und wie ich das Alles so überlegte und erwog, da dachte ich an mein liebes Kind, das von liebenden Herzen gepflegt und gehütet wird wie das Glück des Hauses, und uns alle Mühen und Sorgen so reichlich wiedervergilt durch die Freude, die uns sein Anblick bereitet. Mache den armen Kindern auch eine Freude, rief es in mir, daß sie wenigstens ahnen was ein Vaterherz ist; führe sie an die Bude dort und kaufe ihnen einen Pfeffer-

kuchen oder sonst etwas, du wirst dich gewiß dann um so glücklicher fühlen — so stand ich und zögerte eben, es war halb eine thörichte Scheu meinem Gefühle vor der fremden Menge Luft zu machen; da werden sie gaffen, dachte ich, und du wirst in Aller Munde sein. Und wie ich so zögerte, kam eine Zerstreuung und der Gedanke verging und — ich ging weiter.

Es ist Abend und ich gehe schlafen — mit schwerem Herzen. Ich habe eine gute That *nicht* gethan, die ich hätte thun können, diese Versäumniß ist mehr, sie kommt einer schlechten That gleich, und ich frage mich: „bist du des Glückes würdig ein liebes Kind zu haben? Hat der Vater aller Menschen dir nicht durch dein Kind die Pflicht fühlbar gemacht, auch der armen verlassenen Kinder dich anzunehmen?" Mein Herz ist schwer. Warum kann ich nicht mit dem beglückenden Bewußtsein zu Bett gehn, eine gute That gethan zu haben, Andre beglückt zu haben?

Mein Herz wird schwerer. Eine gute That löscht eine böse auf der Tafel des Gewissens aus, denn sie ist ein Schritt vorwärts zur Vollkommenheit, zur Reinheit. Eine böse That mehr hängt sich mit Centnergewicht an die Reihe der früheren und wir fühlen ihre bleierne Schwere um so drückender.

O du, dem jemals diese Zeilen zu Gesicht kommen, laß dir sie eine Aufforderung zur Milde sein; gehe nicht fühllos an den armen Verlassenen vorüber; Liebe allein erzieht zum Guten, thue ihnen Gutes, damit sie gut werden.

Mutterliebe! du verschönst nicht nur das Weib, du

reinigst es auch von seiner Schuld, wenn es gefehlt hat, du entsühnst, entsündigst es. Wie fühle ich das lebhaft seit dem gestrigen Begegniß! Da wohnt in einer Seitenstraße nahe bei uns ein junges hübsches Mädchen, sie ist Nähterin und lebt bei ihren Eltern, armen Handwerkern. Ich habe sie früher einmal bei Bekannten gesehen, wo sie auf Arbeit war; der schöne Kopf mit den feingeschnittenen Zügen auf der schlanken Gestalt fiel mir sogleich auf, ich sagte ihr Artigkeiten, Andre flatterten um sie, sie war aber zurückhaltend. Später horchte sie auf das Gekose eines jungen Pianisten, der ihr die Ehe versprach, und — nun heißt sie eine Gefallene. Wenn ich sie durch die Straße gehen sah, mit dem Kind auf dem Arm, mußte ich sie mit stillem Mitleid betrachten. Seit gestern ist mein Mitleid Achtung geworden. Wie Andere, könnte sie sich ihres Kindes entledigen; sie aber trägt gewissenhaft die Folgen ihrer thörichten Leichtgläubigkeit und zieht das Kind mit mütterlicher Sorgfalt auf. Es fehlt ihm der Vater, aber das Unentbehrlichste für das kleine Geschöpf, die Mutter, steht ihm hilfreich zur Seite. Sie lächelt dem armen Kleinen zu und das unschuldige Wesen, beglückt durch die Liebe, die ihm aus dem Antlitz der Mutter entgegenleuchtet, lächelt ihr kindlich zurück; ja sie freut sich mit Mutterstolz über den Knaben, denn er ist schön und gedeiht trefflich. Und sie hat Recht; ist auch *sie* unglücklich, dem Kinde ist die schönste Gabe geworden, die der Mensch auf Erden hat, eine Kindheit, auf die der Sonnenschein des Mutterlächelns gefallen ist. Wie dunkel auch das Leben ihm nachten möge, nun kann es getrost hinausziehen der stürmischen Zukunft entgegen; in seinem Herzen lacht fort

und fort der Strahl der Mutterliebe. Einmal hat es das Glück gekannt, nun kann es niemals verzagen. Aber die Menschenblume, die nicht der Thau des Mutterkusses erfrischt hat, welkt früh oder erblüht doch niemals zu Duft und Farbenglanz. Wie edel steht das arme Mädchen nun da! Sie führt der menschlichen Gesellschaft einen Menschen zu, der, weil er geliebt worden ist, auch Andre wieder lieben, sich Anderen nützlich machen wird. Wie verächtlich dagegen erscheint der Verführer, der sich feig seiner Verantwortlichkeit entzieht! Man sagt, er sei nicht abgeneigt sein Versprechen zu halten, nur seine Eltern, die einen Kramladen haben und im Wohlstand leben, widersetzten sich. Was für Niedrigkeiten kriechen doch in der bürgerlichen Gesellschaft umher und verhindern deren freie Entfaltung! die armseligen Leute sind um nichts gebildeter als die Familie des Mädchens, das ihr Sohn bethört hat, aber in ihrem Kasten klingen ein paar Thaler mehr, und darum muß das arme Mädchen ihre Ehre, ihr Lebensglück einbüßen! Wann wird man einmal die rechte Sittlichkeit erkennen lernen?

Die Entwicklung des Geistes ist ein seltsames Räthsel. Die Eindrücke der äußern Gegenstände erwecken zuerst die Neugierde, das Kind möchte sich von denselben Rechenschaft ablegen. Darin scheint mir das erste Studium der geistigen Thätigkeit zu bestehen. Ich sehe, wie das Kind, das früh nach dem vollen Erwachen in das große Bett gelegt wird, die Blumen an der Wandtapete beobachtet, sie scheinen ihm zu gefallen, wenigstens reizen sie es, und um zu erkennen, was diese Erscheinungen sind, greift es danach. Die Sprache, die mit dem Menschen

erwachsen und gebildet worden ist, hat diese Stufe des geistigen Lebens durch das Wort begreifen bezeichnet. Was ich in der Hand halte, habe ich „begriffen und gefaßt." Das Volk, das durch ein einen rein sinnlichen Act bedeutendes Wort den Act des Denkens bezeichnet, war, als es dieses Wort schuf, selbst noch Kind. Es entspricht dies einer allgemeinen Erfahrung, wie dies uns die Sprachen der andern Völker lehren.

Die erste Entdeckung, welche das Kind macht, ist die der Entfernung. Alle Gegenstände erscheinen ihm Anfangs gleich nahe, sonst würde es nicht nach entfernten greifen. Doch mag die Beobachtung der Entfernung schon beginnen, ehe es zu begreifen sucht. Mir scheint, als fühle es, daß es dem Fernen zulächle; und nähere ich mich seinem Blicke, so ist derselbe physisch beunruhigt; ich scheine es zu drücken.

Welches Glück ein schöngeformtes und wohl gedeihendes Kind ist, sehen wir aus dem Schmerz einer Mutter. Wir hatten früher eine Zeitlang eine Aufwartefrau, die vier kleine kränkliche Kinder hat; Entbehrung und ungesunde Wohnung mochten die Hauptursache von der Schwächlichkeit derselben sein. Jetzt trug sie noch ein fünftes unter dem Herzen. Sie begegnete auf der Straße den Frauen, die das Kind spazieren trugen, das sie lange nicht gesehen hatte und zu betrachten wünschte. Man blieb stehen. Mit einem unbeschreiblich gerührten Blicke verweilte sie auf den blühenden Zügen, und voll Freude an dieser Fülle kindlicher Gesundheit, plötzlich aber von der schmerzlichen

Erinnerung an ihre siechen Kleinen getroffen, brach sie in die Worte aus: „der liebe Gott muß doch ein rechtes Auge auf Sie haben!" Es gab einen Augenblick frommen Schweigens.

Die Frauen allein haben die ursprüngliche Gleichheit des Menschengeschlechts unter sich bewahrt. Wo sich zwei Mütter begegnen, verschwindet Rang und Stand. Darum nannte Schiller die Frauen mit Recht: treue Töchter der frommen Natur.

Ich sinne immer wieder darüber nach, wie mein Kind *begreift*. Die äußern Gegenstände wirken allerdings auf dasselbe ein, aber es lebt doch in ihm das Bedürfniß sich dieselben zu erklären, deshalb greift es nach ihnen. Der Geist lebt in ihm.

„Kraft und Stoff" entgegnet man mir. Nun, ich leugne den Stoff gar nicht, er existirt. *Aber ebenso realistisch wie er existirt der Geist.* Jene materialistische Theorie war nur ein Rückschlag gegen die in leere Abstraction verduftende Grübelei der Hegel'schen Philosophie. Dieser Rückschlag entsprang aus dem Bedürfniß geistiger Gesundheit, er war das Verlangen aus dem Siechthum der Scholastik in die frische Luft der Natur zurückzukehren. Solche Hinneigungen zum Materialismus sind allen Epochen eigen, in denen ein Ueberwuchern der Denkkraft oder des Gefühls zu geistiger Schlaffheit führt. Im 18. Jahrhundert reagirte in demselben Sinne die materialistische Philosophie in Frankreich gegen den Jesuitismus.

Daß der Geist existirt, ebenso wirklich existirt wie

der Stoff, sehe ich aus der Geschichte der Menschheit, die nichts anderes ist als die Schöpfung oder das Product des Geistes. Es mochte früher instinctmäßig geschehen, wie immer in der Kindheitsepoche, aber heutzutage kann es Niemand leugnen, daß die Menschheit mit Bewußtsein nach einem gesellschaftlichen Zustande ringt, der für sie ein Ideal ist. Ein Ideal im doppelten Sinne des Wortes, zuerst im rein realistisch-grammatikalischen, ein Gedankending, ein Gegenstand des Nachdenkens, sodann im moralischen Sinne, ein Gegenstand des Verlangens, ein verlangenswerther Gegenstand, ein Zustand der Vollkommenheit, in welchem die Bedürfnisse und Fähigkeiten der menschlichen Gesellschaft, das heißt: der Einzelnen wie der Gesammtheit, harmonische Befriedigung finden. Das Planmäßige dieses Strebens setzt naturnothwendig das Bewußtsein desselben und den Willen voraus; Geist ist aber nichts anderes als Selbstbewußtsein und Wille.

Im Anfang war die That, sagte Goethe, als er die Uebersetzung des vierten Evangeliums verbessern wollte. Setzen wir aber anstatt „Wort" für das griechische Logos, das der Verfasser des vierten Evangeliums der neuplatonischen Philosophie entlehnt hat, das treffendere „Geist", so haben wir denselben Gedanken. Geist und That ist Eins.

Wohin ich sehe, ob ich mich zurückversetze in die Tiefen der Ewigkeit hinter mir, ob ich mich verliere in die Tiefen der Unendlichkeit um mich her, ich sehe im allgegenwärtigen Stoff den allgegenwärtigen Geist. Sie sind; sie sind beide. Was gäbe es ohne sie? Ein Undenkbares, ein Unding, Nichts. Da ist nichts Geheim-

nißvolles; dieser Gedanke ist die volle Klarheit. Indem ich mir meiner bewußt bin, bin ich mir beider bewußt. Der Zweifel ist aufgelöst und versöhnt in harmonischer Einheit. Geist und Stoff sind vereint und heißen Ich.

Und worin lese ich Alles das? In den Augen meines Kindes. Was mich aus ihnen anlacht, ist der allgegenwärtige Geist.

Aus dieser Erkenntniß entspringt das Bewußtsein einer schweren Pflicht, die der Erziehung. Ich bin gebunden, das Wesen, dem ich das Dasein gegeben habe, auch für seine Bahn auf Erden zu bilden, seinem Geiste die Kraft zur guten Thätigkeit und die Richtung zu geben, die nach meiner sittlichen Bildung die rechte ist.

Von den sogenannten fünf Sinnen ist grade der geistigste bei meinem Kinde auch der regste, ich meine das Gehör. Theoretisch hat es Schiller als solches erklärt, indem er die Tonkunst die Sprache der Seele nennt; er sagt:

> Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
> Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Eine Erfahrung bestätigt diese Ansicht. Der blinde Dichter Pfeffel wurde einmal gefragt, welches Unglück ihm das größte scheine, der Verlust des Gesichts oder der des Gehörs.

„Offenbar der des letztern", erklärte er. Und allerdings ist dasselbe das vermittelnde Organ für den Menschen als „geselliges Wesen."

Ich weiß nicht, ob es bei andern Kindern auch der Fall ist; das meine mag noch so beschäftigt sein, sobald eine Person ein Gespräch führt, horcht es auf und wendet das Auge nicht von ihr. Seine Aufmerksamkeit ist um so größer, je besonnener die Rede ist. Bei einem ernsten Gespräch, wo ich fast zehn Minuten lang das Wort führte, hat es mich unverwandt betrachtet.

Sein Auge dagegen ist weniger reizbar; fixirt dasselbe einen Gegenstand, so läßt es sich nicht ablenken, ich mag ihm noch so neue und seltsame Dinge vorhalten und aufdrängen. Allerdings ist sein Geist thätig und läßt sich nicht zerstreuen.

Die Beobachtung scheint mir die Parallele zu Herders oben angeführten Worten zu bilden. Wenn die Sprache allein den Menschen menschlich gemacht hat, so mußte das Gehör das empfindlichste Organ sein. Hören und Sprechen ergänzen sich.

Erwacht der Geist oder wird er erweckt? Schlummert er wie der Funke im Stein, bis ihn der Stahl hervorlockt, oder leuchtet er auf wie der Stern im Weltall? In der Welt beruht Alles auf Gegenseitigkeit; es mag beides stattfinden. Ein Anstoß wird gegeben, die Wiederholung erfolgt freiwillig.

Die Tante hatte das Kind auf dem Schooße, das Köpfchen zur linken Schulter geneigt; sie spielte Versteckens mit ihm. „Kri" rief es laut, indem sie sein Köpfchen rasch drehte und zwischen Brust und Arm barg; dann drehte sie's plötzlich wieder um, wandte es uns zu und rief: „da ist's". Sie hatte das Spiel nicht zehnmal getrieben, als das kleine Geschöpf es

schon verstand. Sobald die Tante nur Miene machte, drehte es schon von selbst den Kopf nach der Richtung, der es eben folgen sollte, und lächelte leise dazu.

Es waren mehrere Tage vergangen und man hatte das Spiel ein paar Mal wiederholt. Da lag es früh einmal, während man die Wiege zurecht machte, auf meinem Bett. Ich sah es freundlich an und es lächelte mir zu. Auf einmal nahm sein Lächeln einen schelmischen Ausdruck an, sein Köpfchen kehrte sich um, verbarg sich ins Kissen, und drehte sich plötzlich wieder nach mir, während es mich schalkhaft ansah. Das Spiel wiederholte sich mehrere Male hintereinander. Das Kind hatte sich des Spaßes erinnert und trieb ihn jetzt von selbst. Es bestimmte seine Thätigkeit *selbst*.

Wie das Kind von selbst denkt, kann man beobachten, wenn man es mit andern Kindern zusammenbringt, wie wir es thaten. Zwei kleine Mädchen, die im Hause spielten, traten zu uns herein, um das Püppchen zu sehn. Plötzlich verklärte sich das Antlitz meines Töchterchens, es fühlte, daß es mit seines Gleichen zusammen war, mit Kindern wie es selbst. Welche Freude sprach aus seinen Zügen, seinen Lauten! *Wir* waren wie vergessen, es lebte ganz mit den kleinen Mädchen. Es lag etwas Schmerzliches für mich darin und ich besann mich eines Wortes, das ich einmal selbst als Kind gehört hatte: „Jemehr die Kinder wachsen, jemehr schieben sie uns, damit wir ihnen Platz machen.“ Schon für das kleine ein paar Monate alte Kind sind wir schon die Vergangenheit; für dasselbe ist die Gegenwart nur mit den andern Kindern. Nicht mit uns, mit *diesen*

lebt es, sein Leben zählt allein, mit ihrem Dasein beginnt die Geschichte für die Kinder.

Seltsame Einbildung! halb Träumerei, halb Wirklichkeit. Sind wir Erwachsenen nicht im gleichen Falle? Wir glauben noch frei zu sein, frei zu handeln, und schon müssen wir die Hälfte unsrer Gegenwart für das Kind aufopfern. Wir möchten noch selbst lernen und müssen nun lehren, so unfertig wir sind. Wir glauben noch vorwärts zu gehn und wir bleiben nach und nach stehen und sehen den Kindern nach, die jetzt weiter auf der Bahn hinschreiten, während wir müde ausruhen.

Finden wir uns denn nur, um von einander zu scheiden? Gerathen wir denn nur blindlings, für kurze Dauer, eben nur auf das Gerathewohl zusammen, um dann wieder uns zu verlassen, wie uns unsre Lieben vor uns verlassen haben? Zerbröckeln sich unsre Einzel-Existenzen nach kurzer Verbindung in Nichts, wie die Mauern eines schönen, Augen und Herz erfreuenden Palastes in Schutt zerfallen und zerstieben? — Ob wir später, ob wir früher aus diesem Leben gehen, es bleibt doch eine Trennung, die unser ganzes Empfindungsleben zerreißt; ein ganzes Stück von unserm Herzen fällt mit dem geliebten Wesen von uns ab, das vor uns stirbt, und wenn dann auch wir dahin gehen und uns loslösen von dem trauten Kreise, mit dem wir verschmolzen waren, und nun Kluft hinter uns und vor uns erblicken, stürzen wir denn dann, ganz vereinzelt, ein bloßes Atom, in den Abgrund ewiger Leere? — Wir, die wir geliebt worden waren, die wir geliebt haben, wir sollten uns in unser Selbst, in eine lieblose, un-

fruchtbare Einzelnheit verlieren, die ganz zusammenhangslos eine Nichtigkeit, ein Nichts wäre?

Und das Dasein der Wesen, die schöne beseelte Gesammtheit der Geschlechter wäre nur ein todter, wüster Trümmerhaufen, auf Momente galvanisirt, hastig durchzuckt von jagenden Pulsschlägen, im Innern von gespenstischen Flammen erhitzt und erleuchtet, aber ohne harmonische göttliche Seelenwärme, ohne organische Verbindung und Dauer?

In meiner alternden Erinnerung taucht vor mir ein Nachmittag aus meiner Jugend auf. Ich kehrte nach verflossener Ferienzeit aus dem elterlichen Hause auf die Universität zurück, einige Stunden hatte ich zu gehen, bis ich die Eisenbahnstation erreichte. Mein guter Vater begleitete mich eine Strecke lang, endlich auf einer kleinen Anhöhe nahm er Abschied von mir. Ich weiß nicht, warum er bewegt und wie von trüber Ahnung befangen war. Während ich rasch vorwärts eilte, um den Dampfzug nicht zu verfehlen, blieb er stehen, wie er mir später erzählte, und sah mir lange mit väterlicher Wehmuth nach; es war ihm, als drohe mir ein Unglück, als könne oder solle er mich verlieren. In der That wurde ich kurze Zeit darauf krank und war dem Tode nahe. Aber ich genas und wir sahen uns wieder, auf lange Zeit.

So eilst auch du, mein Kind, vorwärts, weiter und weiter, auf deiner eigenen Bahn; so bleibe auch ich einmal stehen, müde und wehmüthiger Ahnung voll, und sehe dir nach mit väterlicher Liebe, während die Kluft der Trennung zwischen uns immer größer wird. Und siehe, so lebt dasselbe Gefühl, das damals vor langen

Jahren meinen Vater mir gegenüber beseelte, auch in mir dir gegenüber auf und ist Bürge für den ununterbrochenen Strom des fühlenden Lebens, der durch die fernsten Geschlechter geht wie der elektrische Strom des Lichtes durch das Weltall.

Es ist keine Trennung in der räumlichen Welt, auch die der zeitlichen Welt wird nur eine scheinbare sein, und nach der großen Genesung werden wir uns wieder sehen zu neuer reiferer Thätigkeit. Die bange Ahnung aber ist nur eine Wolke, die vor der Sonne des ewigen Lebens sich auflösen wird in Thränen der Freude und Rührung.

„Traumgebilde deiner Seele! All deine Gedanken sind nur Sonnenstrahlen, die sich in dem Tropfen deines Individuums zu farbigem Leben brechen und in dem Augenblick verlöschen, wo der Tropfen weiter rinnt in dem unendlichen Strome der Dinge. Das Nichts ist das ungeheure Etwas, das dich beklemmt, und vergeblich ist dein Anklammern an die Einzelwesen, Atome wie du. Dieser Eigenheit entsagen ist wahre Weisheit, und höchste Seligkeit ist aufzugehn in das Nirwana."

So höre ich um mich krächzen den Todtengesang der lebendigen Schöpfung. Das harmonische Weltall ist in Trümmer zerfallen, die Sonne ist verblichen zur düstern Grabeslampe, aufgehangen in der zersprungenen Todtengruft, und die Eule heult ihr nächtiges Schauerlied durch die modrig dumpfe Halle.

Es soll irgendwo in Deutschland einen Philosophen geben, in dessen düstrem Gemüthe sich die Welt abspiegelt wie in ein Leichentuch gehüllt und der den

Willen, die eigenste sichtliche Offenbarung des Ich, zur galvanischen Zuckung umwandelt.

Ich kenne ihn nicht, weiß nichts von seinem Lebenslauf, aber instinctmäßig sagt mir mein Herz: der Mann hat kein Kind, er führt das freudlose unfruchtbare Leben eines Hagestolzen. Nur der verkümmerte Selbstling fällt dieser trostlosen Speculation anheim, die mehr als egoistisch ist, denn sie zerstört das eigene Dasein wie der Wurm die Frucht zernagt.

Wer einem lebenden Wesen das Dasein gegeben hat und sich ihm hingibt mit aufopfernder Liebe, der glaubt auch an das Leben, an das unendliche Leben, mit dem er zusammenhängt durch seinen Vater, wie an das selbständige Einzelleben des Individuums, der menschlichen Persönlichkeit. „Er glaubt", lächelt der kalte Denker ironisch ihm zu; ja, er glaubt, aber dieser Glaube ist Schauen, Intuition, höchste Gewißheit; er glaubt an das Kind wie er an den Vater glaubt. Freilich, nur wer liebt, glaubt. Der Franzose Vauvenargues sagte: „die schönsten Gedanken kommen aus dem Herzen." Jener einsame Denker aber hat die Liebe nicht gekannt, die reinste erhabenste Liebe aber ist die Liebe der Eltern zum Kinde.

Es ist eigenthümlich, daß sich die pantheistische Weltanschauung, die sich bei Buddha in das Nirwana verlor, nur bei den Hindu's und den Germanen entwickelt hat, was die letztern betrifft, besonders bei den Deutschen. Bei den andern Nationen ist sie eine Ausnahme geblieben, die größte von allen ist Spinoza im Judenthum. Liegt sie in einer besondern Anlage, in

der eigenartigen Organisation des Gehirns? oder hängt sie vom Klima ab? Es ist dies eine Aufgabe für die Physiologie. Mit dieser Anlage zusammenzuhängen scheint die Thatsache, daß die gestaltloseste Kunst, die Musik, auch die echt nationale Kunst der Deutschen ist, so wenigstens wie sie sich in den eigenthümlichsten Componisten, wie Beethoven, der italienischen und französischen Musik gegenüber ausgebildet hat.

Es schließt sich hieran die Frage, ob nicht diese in das All aufgehende Weltanschauung, diese mächtige Hinneigung zum Nirwana auch die Grundursache unsrer bisherigen Schwäche in staatlicher Bildung, unsers langen politischen und nationalen Elends ist. Wer sich als Individuum aufgibt, um in das Nichts der Unendlichkeit aufzugehen, kann keine Nation mit politischer Selbständigkeit und Thatkraft bilden. Haben die Engländer und die Anglo-Amerikaner eine eingreifende politische Rolle gespielt, so müssen wir bemerken, daß auch ihre Philosophie sowohl realistischer als auch praktischer war.

Auch die griechisch-lateinische Welt, die für die Civilisation der Menschheit mehr gethan hat als irgend eine, hat diesen so oft nur zur nihilistischen Fratze ausartenden Pantheismus nicht gekannt, in ihr ist im Gegentheil der Gedanke der Persönlichkeit zur vollen Geltung gelangt. So haben die Griechen die Vollkommenheit in der Kunst erreicht, deren Grundwesen die Individualisirung ist, in der Bildhauerei, und die Römer haben diejenige Wissenschaft geschaffen, deren Hauptzweck die Wahrung der Persönlichkeit ist, die Rechtswissenschaft. Die bedeutendsten Erben der römischen Tradition unter

den neulateinischen Völkern, die Franzosen, haben ebenfalls an dem Gedanken der Persönlichkeit festgehalten! Bei ihnen entwickelte sich auch zuerst der Begriff des modernen Staates, und von ihnen ging die Verjüngung der Philosophie aus, als Descartes die Existenz der Persönlichkeit durch den Spruch bestätigte: Ich denke, mithin **bin ich**.

Aber Descartes war kein von der Welt abgeschlossener Grübler gewesen, wie der Einsiedler unsrer Tage, sondern auch ein Mann der That und — Vater. Wie er selbst erklärt, hat er keinen größern Schmerz empfunden als den Verlust seiner Tochter.

Ist doch auch in mir diese philosophische Umwandlung erst nach und nach und zwar seit meiner Ehe vor sich gegangen. Auch ich bin als Deutscher geboren, auch ich habe mit germanischer Naturschwelgerei mein Selbst in dem unendlichen All vergessen und versenkt. Aber diese Verzückung des Nirwana, weit entfernt davon Kraft und Thätigkeit zu zeigen, ist nur Genußschwelgorei und Schwäche. Als ich mich in dem All verlor, stand ich eben allein, wie jener Einsiedler auch. Erst als Vater habe **ich mich** wieder gefunden; ich weiß und fühle, daß ich wirklich bin.

Darum zweifelt nicht und glaubt fest an das wirkliche ewige Leben dessen, was einmal ist. Grade das Unsichtbare, das scheinbar aller Wirklichkeit in der Welt Entfremdetste, der Gedanke, bestätigt das Dasein unsers Selbst und bestätigt es am kräftigsten da, wo das sichtbar Wirkliche in sich zerfällt, am Grabe. Wer einmal

mit Bewußtsein in das Leben der Menschen eingegriffen hat, der ist, und wer einmal ist, ist ewig.

Kann aus der Unnatur auch die Wahrheit entspringen? Nimmermehr. Unnatürlich aber ist das Einsiedlerleben. Warum erschien den Alten der Hagestolz verächtlich, ja strafbar? Warum erscheint unsrer nachsichtigern Gegenwart „ein alter Junggesell" so lächerlich? Weil er trotz seines Alters knabenhaft, ungereift bleibt. Das fällt am meisten in kleinen Städten auf, wo der natürliche Urzustand nicht durch die tausenderlei Verwicklungen des großstädtischen Getriebes verdeckt werden kann. Es gab ein solches Exemplar in meiner kleinen Heimath. „Da kommt das kleine Gottliebchen", rief man mit Spott und Lachen, wenn der lang aufgeschossene, derb ausgewachsene große Junge von dreißig bis vierzig Jahren in seiner eng anliegenden gewirkten Jacke unter den Fenstern vorbei lief. Warum empfand ich als Kind das Unpassende, Ungereimte dieses Zustandes? dieses Zerrbild von Mann und Knabe erschien mir sofort als ein lächerlicher Widerspruch. Und es ist weit lächerlicher als eine alte Jungfer; denn das Weib ist auf die Wahl des Mannes angewiesen; der Mann aber, der nicht wählt, ist ein knabenhafter Schwächling oder ein Selbstling. Man wendet ein: es giebt Ausnahmen. Es mag sein, keine Regel ohne Ausnahme. Aber ich will den Schwächlingen und Selbstlingen diesen Schlupfwinkel nicht offen halten. Wohl aber frage ich: kann in einem solchen Kopfe, dessen Anschauung stets an Einseitigkeit leiden muß, das Räthsel des Lebens seine Lösung finden? Kann aus der Unnatur die Wahrheit entspringen?

Nimmermehr. Sonderling! Einsiedler! Geh in die Schule zu einer jungen Mutter.

Solche Gedanken gingen mir an der Wiege meines Kindes durch den Kopf, als es plötzlich — es war drei Monate alt — einen sonderbaren Schrei ausstieß. Der Laut hatte etwas Wunderbares, es lag wie Schmerz darin und dabei klang er so fragend, als erwache eine geheimnißvolle Ahnung in dem kleinen Wesen; es war etwas so Tiefinnerliches, daß wir uns selbst frugen: was ist das? und dann in fröhlichem Schauer uns ansahen und sagten: das kann nur der Vorbote des Zahnens sein. Frommes Gemisch von Freude über das unendlich wichtige Ereigniß und von Bangigkeit über die Schmerzen, die das Kind zu leiden haben wird, nur Elternherzen wissen es nachzufühlen!

Das Glück beengt mich; ich bin hinausgegangen, frei aufzuathmen in der freien Luft, die über die weite Ebene weht. Ich stehe auf der Brücke, die Augustnacht ist wundermild und erhaben. Links glänzt Jupiter am Himmel, rechts der Vollmond. Wie feierlich stimmt dieser Doppelglanz zu meinem Leben! Nun erst, da mir ein Kind im Arme ruht, ist es erfüllt wie dort die Scheibe des vollen Mondes, und der majestätische Schimmer des schönsten Planeten ist das Sinnbild der Vaterwürde. O nichts in der unendlichen Natur gleicht an Heiligkeit diesem Gefühle. Vom Vater geht Alles aus, an ihn schließt sich das Geschöpf, er ist der Mittelpunkt der Welt.

Zwei großartige Feste werden in diesem Augenblicke gefeiert und fesseln alle Geister. Ein fast tausendjähriges

Reich, das seltsamste unter den seltsamen Gebilden im Osten Europa's, entfaltet, um sein altverbrieftes nationales Recht zu bekunden, vor den verwunderten Blicken der Gegenwart einen halb mittelalterlichen, halb asiatischen Prunk und sein freigewählter König schwingt auf dem Boden von Attila's Palast das nackte Schwert nach den vier Himmelsgegenden, Treue schwörend seinem Volke. Eine große kriegerische Vergangenheit spiegelt sich ab in dem Glanz der festlichen Tage, die sich an den Ufern der Donau entrollen.

Friedlich und doch fast noch wunderbarer, noch großartiger ist das Fest, das im Westen Europa's am Ufer der Seine von beinahe der ganzen civilisirten Welt gefeiert wird. Es ist der erhabene Triumph der Arbeit; was die fleißige Menschenhand, geleitet von Geist und Geschmack, nur irgend Nützliches und Schönes für das irdische Dasein zu bereiten vermag, hier ist Alles in blendend reicher Fülle aufgestellt vor den staunenden Blicken der gesammten Menschheit, die hier zusammenströmt, um das Bild ihrer Fortschritte anzuschauen und sich daran anzueifern und zu begeistern zu größerer Vollkommenheit, nachstrebend dem Ideale der Zukunft.

Mein Herz nimmt lebhaften Antheil an dem glänzenden Schauspiel, das diese große geschichtliche Bewegung darbietet, Vergangenheit und Zukunft unsers Geschlechtes machen meine Pulse rascher gehen und doch waltet in mir eine feierliche Ruhe. Welches Fest auf Erden wiegt im Menschen das Vaterglück auf! Fernste Vergangenheit und fernste Zukunft verknüpfen sich in der Gegenwart meines Kindes und die Ewigkeit lächelt ihm zu. Mit frommem Schauer und gläubiger Sicherheit

zugleich hebe ich es auf zu Gott und bete: Segne Dein Ebenbild, du Ewiger!

Und eine größere Pracht als jener Prunk und Festesschimmer begleitet mein Gebet, die heilige Sommerfeier der Schöpfung. Der Strom unter mir rauscht es dem Meere zu und der Sternenhimmel über mir hallt es wider durch das Weltall.

Wir haben Besuch von Verwandten gehabt. Ein seltenes Glück, ein gedankenreicher Anblick, ein fast feierliches Familienbild! Die Großmutter meiner Gattin, die Urgroßmutter meines Kindes hat an unserem Tische gesessen, und plötzlich hat mich der Gedanke ergriffen: So bejahrt ich bin, mein nur Monate altes Kind führt mich auf's Neue, ja führt mich erst in's Leben ein. Was war ich denn, so lange ich vereinzelt stand? Der einsame Absenker eines andern Lebensbaumes, der keine Wurzel schlagen konnte und bald verdorren mußte. Der Strom meines Lebens ging versiegen und, nun ich eine Gattin genommen, in eine Familie getreten bin, erweitert er sich und mein Dasein verzweigt sich in zahlreiche Aeste.

Urgroßmutter! ehrwürdige Erscheinung voll rüstiger Kraft, Lebensquelle unserer Existenzen, als solche voll munteren Geschwätzes gleich murmelndem Wasser, welch lachendes Bild gruppirt sich um dich! Wie die wunderbare Banane im fernen Indien ihre Aeste zu neuen Baumbildungen in den Boden senkt und sich so um den Mutterstamm ein mannigfaltiges, reiches Leben entwickelt, so stehst du in der Mitte der dich umgebenden Familien, die dir entsprossen sind. Wie der Strom sich vertheilt in vielfache Arme, deren jeder andere Flüsse

in sich aufnimmt und andere Landschaften belebt, und die zahlreichen von Verkehr wimmelnden Söhne freudebrausend dem unendlichen Ocean zuträgt, so führst du dem ewigen Urquell alles Daseins an deinen treuen Mutterhänden Kinder und Kindeskinder zu und sprichst: der du mich einst geschaffen zur Freude des Daseins, hier führe ich dir dankbar die Meinen zu, daß Dank und Lob zu dir aus immer zahlreichern Herzen erschalle!

Keine kirchliche Gemeinde stimmt mehr zur Andacht, weckt heiligere Empfindungen, als der Anblick einer zahlreichen Familie. Mich aber erfüllt diese Zusammengehörigkeit mit neuer Lebenskraft. Acht Familien haben sich um die Urgroßmutter, den Baum unseres Lebens, gerankt, zahlreiche Absenker haben sich wieder von diesen gelöst, schon hat einer derselben eine neue Familie gebildet, der zwei muntere Knaben, den Blick in weitere Zukunft öffnend, entsprossen sind, und nun verzweigt sich mit diesem reichen Leben voll Lust und Arbeit auch mein Dasein. Nicht nur festen Halt gewinne ich jetzt erst in dem Strudel der Welt, plötzlich auch wird mein Dasein weitgreifender, beziehungsreicher, und verschlungen mit den vielen andern rinnt der Strom meiner Tage in nun unversiegbarer Kraft der Ewigkeit zu.

Doch auch Schatten fallen auf das lichtvolle Bild, und der Blick des Einen und der Andern, statt sich lächelnd in die Zukunft zu verlieren, kehrt sich weinend der Vergangenheit zu. Nicht Alle, die sie um sich hat aufblühen sehen, sind um die Urahne versammelt. Wie Sterne vom Nachthimmel, blicken die Augen schon mancher verklärten Familienglieder auf den trauten Kreis

herab, unter ihnen auch die deinen, fromme Mutter meiner Gattin, die du in sorgsam treuer Hut sie herangezogen hast, die das reinste und reichste Glück meines Lebens bildet!

Ich habe dich nicht gekannt. Schon Jahre vorher, ehe dein Kind die Meine ward, haben sich deine Augen geschlossen; sie sollten den nicht sehen, dem deine Nachtwachen und mühevollen Tage so Köstliches bereiteten, zu dessen Beglückung du das kindliche Herz der einzigen Tochter gepflegt hast. Ein um so heiligeres, geisterhaftes Band verknüpft mich mit dir und eine Himmelsgabe erscheint mir immer wahrer mein Glück, denn im Himmel weilst ja du, von der sie kommt. Unter Thränen sende ich dir meinen Dank hinüber in's Jenseits zu, und segne dich, meine Schwiegermutter!

Warum muß über diesen frommen Namen der Spötter sein giftiges Lächeln schleichen lassen, wie eine häßliche Raupe über eine schöne Blume kriecht? Warum müssen alle Komödiendichter mit einander wetteifern, ihn vor der Menge lächerlich zu machen? Warum ergeht sich über ihn das alberne Tagesgeschwätz in boshaften Sticheleien? Liegt etwa in der Stellung der Schwiegermutter selbst etwas, das den Spott herausfordert oder Verstimmung erweckt?

Es soll kein Mißton die schöne Harmonie des Familienlebens trüben. Die Großmutter wird ja von den Kindern so herzlich geliebt (wie auch die Großeltern schließlich ihre Enkel fast mehr lieben und verzärteln als die eigenen Kinder), warum soll nun dieselbe Großmutter als Schwiegermutter zum „bösen Genius“ der

Häuslichkeit werden? Prüfen wir, was hier und da zu dieser Annahme berechtigen mag.

Zweierlei Schwiegermütter giebt es, die Mutter des Gatten, die der Gattin. Die erstere, sagt man, wird zum Quälgeist der jungen Frau; als vielerfahrene bejahrte Hausfrau, die Alles besser wissen und Alles meistern will, wird sie durch ihren Rath zuweilen aufdringlich, durch ihren Tadel peinlich, lästig. Sie beschönigt wohl auch ihr herbes Wesen gegen die junge Frau durch ihre Mutterliebe zu ihrem Sohn, vergessend, daß dieser nicht mehr am Herzen der Mutter, sondern am Herzen der Gattin ruhen soll und daß, wenn sie diese kränkt, sie Wermuth in den Wonnebecher des Sohnes träufelt. Einer unsrer gemüthreichsten Dichter hat dies zu einem anmuthigen Bilde verwoben; „und daß mir ja, ruft er, die grillige Schwiegermutter Weisheit das zarte Kind Phantasie nicht quäle!“ Ist doch das junge Weibchen naiv und neckisch noch wie die liebliche Himmelstochter.

Die andre ist die Mutter der Gattin, der Quälgeist des jungen Mannes. Sie ist nicht gealtert genug, um das Scepter des Hauses, das sie so lange geführt, niederzulegen; aus Herrschsucht mengt sie sich in die Führung des neuen Hauswesens und auch sie vergießt falsche Thränen mütterlicher Zärtlichkeit über das angebliche Unglück ihrer Tochter, die auf dieses Unglück erst von der Mutter aufmerksam gemacht wird. In dem Kopfe dieser Schwiegermutter nistet derselbe Verstandesfehler; sie bedenkt nicht, daß sie, indem sie den Gatten quält, ihn ihrer Tochter entfremdet und so das schönste Glück derselben muthwillig vergällt.

In beiden Fällen aber ist das Uebel das gleiche: ein drittes drängt sich zwischen zwei, die nur Eins sein sollen, die Selbständigkeit der Ehe wird verletzt. Dem aber ist leicht vorzubeugen: im Anfang sollen die Gatten auf längere Zeit sich selbst überlassen bleiben. Es ist etwas Zartes um den Bund zweier Seelen; jede fremde Hand, wäre sie noch so zart, würde nur den Schmelz von den Schmetterlingsflügeln streifen. Nicht die glühendste Liebe vor der Ehe, nicht ein noch so langer Brautstand (eine zu große Verlängerung desselben ist eher zu beklagen) führt das volle gegenseitige Verständniß der Herzen und Geister herbei. Nur erst wenn zu dem Glück des beiderseitigen Besitzes auch das Bewußtsein der beiderseitigen schicksalsschweren ernsten Pflicht getreten ist, wenn das Eine wie das Andere seine Mängel erkannt hat, die der Menschen allgemeines Erbtheil sind, und aus der wechselseitigen Nachsicht die Gattenliebe immer neue Kraft saugt, wenn dann die Liebe Beider zu einander aufgegangen ist in der Liebe zu dem Schönsten, das der ewige Gott uns geben kann, zum Kinde, dann trete die Schwiegermutter heran zu dem Bunde der seligen Drei, keine Grille wird diesen mehr etwas anhaben können, und der Anblick dieses reinen Glückes wird auch dem mürrischesten Gesichte das fromme Lächeln der Mitfreude entlocken.

Und dann blicken wieder die jungen Gatten freudig die Mutter an. „Du hast ihn mir erzogen, den lieben Mann, der mich so glücklich macht, sagt das Weibchen zu der „Schwiegermutter", ich danke dir, daß du mir deinen herzigen Sohn zum Manne gegeben hast." „Du

hast mir das sittige Mädchen auferzogen, sagt nun der Gatte zu der „Schwiegermutter“, das ich mein Weib nennen darf, du hast in dem Mädchenherzen jene keusche Zärtlichkeit genährt, die mein Erdenleben verklärt wie mit Himmelsschein, ich danke dir! —“

Ich danke dir, du Heilige dort oben!

Drei Monate sind nun seit der Geburt verronnen, noch scheint das Kind, wenn auch gewachsen und rühriger, doch leiblich wenig verändert. Da stößt es plötzlich wieder jenen sonderbaren Schrei aus, es überkam uns dabei ein eigenthümliches Gefühl, ungefähr, wie wenn man im Anfang des Frühjahrs, wo die Erde noch im Winterfrost zu starren scheint und doch eine Art Lenzhauch in der Luft weht, plötzlich zum ersten Mal einen Vogel ein paar Töne zwitschern hört; man ist wie von froher Ahnung durchschauert, daß nun ein neues Leben kommen muß, kommen wird. So auch dieser Schrei; es war kein Ruf nach Nahrung, es war die Andeutung eines innern Vorgangs, das erste Zeichen, daß das Kind *zahnt*.

Erwacht es doch nach und nach zu vollerem Leben, beginnt es doch leise schon zur Selbständigkeit, zur Thätigkeit sich zu entwickeln. Es *spielt* in seiner Wiege mit der Korallenkette, die über ihm aufgehängt ist.

Als wir bei Tisch saßen, wurde es auf dem Schooß gehalten; aufmerksam folgte sein Auge dem Löffel vom Teller zum Mund; das Kleine, das bis jetzt noch *saugt*, begreift, daß man *ißt*, ja es verräth den Willen, *selbst* zu essen.

Alles deutet auf rascheres Reifen hin. Früher schrie es sofort, wenn es erwachte; jetzt faßt es sich schon, spielt und plappert lange Zeit, ehe es zu trinken verlangt; es hat Geduld, weil es sich mit sich selbst zu beschäftigen vermag.

Es thut mehr als spielen, der Zahlensinn entwickelt sich in ihm an dem Betrachten seiner Finger; es hat bemerkt, daß derselbe Gegenstand sich mehrfach wiederholt, es hebt mit der einen Hand die Finger der andern, einen nach dem andern, mit beobachtender Miene auf, es zählt sie. So erklärt sich am Kinde, wie die Römer auf ihre Zahlenschrift gekommen sind.

Nichts ist mehr geringfügig oder unbedeutend in dem, was es thut; Alles verkündet die Entwickelung des noch gebundenen Geistes. Es fängt jetzt an mit seiner Hand die Gegenstände zu halten, die sich ihm darbieten. Natürliches Muskelspiel, sagt der Physiker. Ich widerstreite der neuern Erklärung des „Willens" nicht, aber die Wissenschaft hat nicht Alles gesehen. Unwiderleglich zeigt sich für das Auge der Eltern (wie manchen Arzt beschämt eine Mutter!) in dem Kinde das Bewußtsein seines Selbst, das Gefühl seiner Beherrschung des Stoffes, wenn es mit dreimonatigem zartem Händchen sein Spielzeug faßt, wenn es sich am Bande einer Haube fest zu halten sucht, wenn es den schweren Suppenlöffel hält.

Es hat gelacht, zum ersten Male gelacht! Habt Ihr nichts empfunden, wenn zum ersten Mal ein fröh-

licher hallender Donner durch den farbigeren Frühlingshimmel geht? Das ist das helle Lachen der Schöpfung, die zum Leben erwacht, das ist der göttliche Jubel über das Dasein. Mein Kind hat gelacht! Alle Freuden der Zukunft hallen in deinem Lachen wieder; das himmlische Glück, das unerwartet wie der Blitz vom Schooße Gottes fällt, hat keine fröhlichere Stimme, als das Lachen eines Kindes.

Ein Verbrechen begehen die, die das Lachen des Kindermundes ersticken, die durch Mißhandlungen und rohe Härte das Kind zum mürrischen, trüben, leutscheuen Kopfhänger machen.

Vögel, die nicht singen,
Glocken, die nicht klingen,
Pferde, die nicht springen,
Pistolen, die nicht krachen,
Kinder, die nicht lachen —
Wer hat Freude an solchen Sachen?

Der lustige Blumauer hat so gesungen, lustig wie alle Wiener. Der Wiener „Spaß" hat immer einen guten Klang gehabt, er ist das Echo von echt deutscher Gemüthlichkeit. Wir wollen auch das alte Wien immer lieb behalten.

Und nun häufen sich Ueberraschungen auf Ueberraschungen. Das Kind wächst wie das Gras; nicht nur der Stoff nimmt zu, nicht nur die Kraft regt sich mehr und mehr, auch der Geist, oft noch sich selbst unbewußt, aber immer klarer und klarer, erwacht und geht von dem Körper aus wie das Licht von der Sonne.

Es merkt auf. Wenn ich ihm vor dem Spiegel die sich darin abbildenden Gegenstände erkläre, folgt sein Auge der Hand; der Geist sucht zu fassen.

Kommt die regelmäßige Stunde zum Spazierengehen und man eilt nicht, so schreit es; die Zeit und die Beschäftigung wird ihm klarer. Einmal auf der Treppe, beruhigt es sich sofort; es sagt sich, mein Verlangen wird erfüllt.

Die Erscheinung freilich, in welcher die Entwicklung auftritt, hat nicht immer, wie der nasrümpfende geschniegelte Junggesell sagt, etwas „appetitliches". Aber nur die Philister lachten den jungen Werther aus, wenn er das kleine „Rotznäschen" küßte. So sehen auch die Eltern mit Freuden, wie das Kind geifert; es deutet dies auf mächtigeres Zahnen.

Doch hat der Blick noch immer die dem Kinde eigenthümliche Festigkeit, das lange starre Ruhen auf dem angeschauten Gegenstande; namentlich weilt er unverrückt auf dem Lichte und folgt demselben, wenn man es fortträgt, durch nichts abgezogen nach.

Die Mehrheit bringt aber auch Abwechslung in den Blick. Es kam Abends später nach Hause, da fesselten die Gaslampen in den Magazinen sein Auge, von einer zur andern irrte dasselbe; in die Beobachtung der Kleinen tritt Beweglichkeit ein.

Ich bin verreist; nur auf acht Tage, nur auf dreißig Stunden Entfernung (was ist das mit der Eisenbahn?),

aber es ist doch eine Trennung, die erste Trennung. Und weil es die erste ist, und zwar von dem Liebsten auf Erden, regt sie um so wehmüthigere Gedanken in mir auf. Wir kommen Alle zusammen, um uns einmal zu trennen, früher oder später, anfangs auf kürzere Zeit, dann öfter, länger, bis die letzte, eisig kalte, entscheidende Stunde, die letzte Trennung naht.

Noch blühen die Blumen im Garten,
Noch winken die Früchte und warten,
Daß deine Hand sie bricht;
Noch lacht uns das liebliche Licht.

Noch plätschern die Wellen und lachen
Und schaukeln uns lustig im Nachen,
Noch singen die Vöglein im Wald. —
Sei stille! Der Winter kommt bald.

Die schönsten Blumen verblühen,
Die hellsten Farben verglühen;
Noch ehe sie fällt im Sturm,
Zernagt die Frucht schon der Wurm.

Der schaukelnde Kahn wird zerschellen,
Im Frost erstarren die Wellen,
Es fallen die Blätter im Wald,
Der Vögel Gesang verhallt.

Die Stunde verrinnt mit dem Sande,
Es lösen sich alle Bande,
Es bricht einst jedes, — o Schmerz!
Es bricht auch das liebste Herz

Ich gehe im Parke der großen Stadt spazieren. Eine schaurige Einöde war früher hier, von der noch Sagen wie Gespenster umgehen. Jetzt winken überall

schattige Gebüsche, der Jasmin duftet auf den Blumenbeeten, am Fuße des hohen Felsen mit dem Sibyllentempel blaut unter dem Sommerhimmel ein lieblicher See, dessen Spiegel ein lauer Wind neckisch kräuselt. Herz und Auge lacht bei dem Anblick dieser Schöpfung. Da begegne ich zwei Kindern, die ein kleines krankes Schwesterchen, so alt wie mein Kind, im Wägelchen spazierenfahren, und verschwunden für mich ist Felsen und Gebüsch, Blumenbeet und See, ich habe nur Auge für das Kind, denn ich denke dabei an das meine. Freude und bekümmerte Sorge mengen sich in meiner Brust; ist es munter? frage ich mich, ist es krank wie das Kleine im Wägelchen? Und mit um so innigerer Theilnahme betrachte ich das arme fremde Mädchen.

Unter den Müttern giebt es keinen Rang, alle sind Schwestern. Eine Kaiserin stieg aus dem Wagen, um dem kranken Säugling der müden Bettlerin am Wege die Brust zu geben. So giebt es auch für den glücklichen Vater keine fremden Kinder, alle umfängt er mit väterlicher Obhut und Theilnahme.

Es kommt ein Brief von meiner Frau: „Ich bin recht glücklich, daß deine Reise sich nicht verlängert. Das Haus ist recht groß ohne dich. Du wirst unser kleines Mädchen noch schöner finden, wiewohl es nur wenige Tage her ist.“ Dann folgen andre Mittheilungen. Zuletzt nachdem der Brief beendet ist, folgt auch noch ein Postscriptum, ohne ein solches soll selten ein Brief von Frauenhand abgehen, aber dieses Postscriptum kann nicht natürlicher sein.

„Ich verliere über dem Schreiben an dich viel aller-

liebstes Getändel von unserm Kindchen, es lacht im Augenblick ganz laut auf dem Schooß ihrer Frau Muhme."

Schon die kurze Dauer eines Briefes lang entbehrt die Mutter ihr Kind mit Schmerzen, und ich weile eine Woche lang fern von ihm. Ich eile heim, aber reich bepackt.

Da liegt es, im Schlummer. Wie die sich ewig gleiche Natur immer neu an Reizen ist, so auch das Kind. Unbemerkt ist es wieder gewachsen, wie meine Liebe zu ihm.

Die Trennung ist vorüber. Wir haben uns wieder; verschwunden ist die Bangigkeit. Kann es eine *ewige* Trennung geben? So wäre das Leben das grausamste Geschenk. Nein, der Tod ist nur ein Schatten; *das Leben allein ist ewig*, wie das Licht, wie die Liebe und die Freiheit.

Jetzt richtet das Kind sich schon von selbst auf: das Gefühl der Kraft weckt den Willen sie zu gebrauchen. Aber die Körperkraft eilt lange der geistigen voraus; man sieht, daß es sein Verlangen gern äußern möchte, aber noch kann es nicht sprechen, und dies vergebliche Ringen nach Ausdruck artet dann in Ungeduld aus.

Vielbeschäftigte Eltern werden dabei wohl auch ungeduldig; beschränkte, engherzige Schulmeister beiderlei Geschlechts haben gemeint, das wäre gerade die Zeit, wo man die „Erziehung" des Kindes beginnen müsse, man solle ihm durch Versagen des Wunsches Maaß und

Gehorsam angewöhnen. Dressiren soll man's, so rathen sie. Als ob in dieser Epoche das der Sprache noch entbehrende Kind nicht eher zu beklagen sei! Wo wir seine Wünsche erst zu errathen haben, sollen wir es diesen Philistern zufolge schon bestrafen! Gott sei Dank, verstehen das die Mütter besser.

Ja, wo ist die liebende Mutter, wo ist der fühlende Vater, der nicht durch sein eigenes Kind erst vollständig selbst erzogen würde? Das Gefühl der Pflicht, demselben ein gutes Beispiel zu geben, ihm einen geachteten Namen zu hinterlassen, das erst macht Vater und Mutter zu vollendeten Menschen.

Wo keine Kinder sind im Haus,
Da sieht es öd' und traurig aus;
Da lacht das liebe Sonnenlicht,
Der schöne Segen Gottes nicht.

Da kehrt der böse Feind gern ein,
Die Langeweile schleicht herein;
Sie schläfert ein die gute That
Und gähnt und gibt nur bösen Rath.

Wo aber Kinder sind im Haus,
Wie sieht's da licht und lustig aus!
Aus Kindesmund ein lachend Wort
Scheucht alles böse Sinnen fort.

O Kinderlärm, o Kinderlust,
Du frisches Bad für jede Brust,
Die sorgenschwer und sterbensmatt
Hinwelket wie ein staubig Blatt!

Wenn Haus und Hof davon erschallt,
Gleichwie vom Vogelsang der Wald,
Da wird uns Herz und Seele weit
Und schwelgt in reiner Seligkeit.

Du bist das ew'ge Frühlingslied,
Das frisch und frei die Welt durchzieht,
Der schönste Laut der Menschenbrust,
Das Hohelied der Lebenslust.

Geschwind, in meinen Arm geschwind,
Und lach', du liebes Herzenskind!
Zum Sprechen kommt auch noch der Tag,
Lach' nur, so laut es gehen mag!

Schaust du mir in das Aug' hinein,
Wird mir's im Herzen Sonnenschein;
Und wenn dein lustig Lachen tönt,
Bin ich mit aller Welt versöhnt!

Wenn sie jetzt immer entschiedner zur geregelten Zeit auszugehen verlangt, so drückt dies nicht nur das Bewußtsein ihres gegenwärtigen Bedürfnisses aus; nein, ihr Blick geht schon zurück, die Erinnerung dämmert in ihrer Seele auf, sie fühlt schon, daß sie eine Vergangenheit hat. Wir die wir das Herz voll haben von erlebten Freuden und tiefen Schmerzen, wir wissen wie inhaltschwer dieses Wort ist. Mögen deine Erinnerungen, mein theures Kind, immer schöne, immer reine sein!

Da haben wir eine Scene erlebt, eine spaßhaftere kann es nicht geben, und dabei wurde sie von den Kindern mit einem naiven Ernst gespielt! Doch, das ist eben

das Schöne und Erhebende an den Kindern, daß sie Alles naiv ernst nehmen, auch das Spiel. Ihre Thätigkeit ist ja vor der Hand nur Spiel.

Es sind zwei Bewerber um meine Tochter aufgetreten, zwei kleine Burschen von fünf und zehn Jahren. Der ältere, Paul, der bei uns wohnt, Sohn von Freunden in der Ferne, sagt zu dem kleinen Raoul: „Bertha ist meine Frau!" Da sieht Raoul seine Mutter, die mit ihm zum Besuch gekommen ist, traurig an und spricht: „Nein, es ist die meine!" und man merkt's ihm an, daß er es sich zu Herzen nimmt. Tag's darauf wiederholt sich der Streit noch lebhafter, und als Raoul heftig wird, bricht Paul entschieden aus: „Wenn sie nicht die meine wird, so soll sie auch nicht die deine werden." Aber Raoul, der kleine Schlaukopf, läßt sich nicht irre machen, er nimmt sich vor, den trotzigen Nebenbuhler doch aus dem Felde zu schlagen und, den andern Tag, was thut er? Um das Herz von Fräulein Bertha zu gewinnen, bringt er ihr eine — Puppe.

Ja nun, da hilft nichts, wir werden einmal doch daran denken müssen. Der kindische Spaß von heute wird einst zur ernsten Wirklichkeit, es giebt keine ernstere für das Elternherz: die Wahl des künftigen Gatten für die Tochter.

In einem Wiegenliede bildet sich eine Mutter allerlei schöne Träume von der Zukunft ihres Sohnes, den sie auf den Armen einschläfert, sie sieht ihn schon als mächtigen Geschäftsführer die wichtigsten Angelegenheiten leiten, als segnenden Priester von den Menschen verehrt, als General in blitzender Uniform an der Spitze

des Heeres siegreich heimkehren. Aber gleichviel welchen Beruf er wähle, die Mutter ist nie um seine Zukunft besorgt, es ist ja ein Sohn, ein kräftiger Mann, und der Mann schlägt sich schon durch's Leben.

Anders ist es mit der Tochter. Das Weib hat nur Einen wahren Beruf, den: Gattin und Mutter zu werden; das Mädchen hat nur Eine schwierige Wahl zu treffen, die: des Gatten. Und ich möchte fast sagen, gerade an der Wiege tritt der Gedanke daran den Eltern um so schmerzlicher und ernster an das Herz: „Dieses Kind, mit dem mein ganzes Sein verwachsen ist, dieses holde Wesen, das der ganzen Welt in aller Unschuld zulächelt, soll ich einst einem Manne, einem Fremden geben?"

Mein Schwiegervater stand neben mir, als ich dies sagte; er sprach es nicht aus, aber ich errieth den abgebrochenen Laut, den ein schmerzliches Lächeln begleitete. „Denkst du auch schon so?" wollte er sagen. Aber meine Gattin reichte mir die Hand mit den Worten: „Warst du mir nicht auch erst fremd?" Und Vater und Mutter, verständnißinnig, verschmolzen im Blick auf ihr Kind.

Bertha heißt sie. Ich hatte den Namen noch nicht genannt? Es ist der schönste deutsche Name, den ich kenne; die heilige Göttermutter Frigga, die „holde" Gemahlin Wuotan's, hieß so bei unsern germanischen Vorfahren, die „Glänzende" bedeutet das Wort. Durch die Ausdehnung des Karolingerreichs nach Frankreich hinüber, wo unsere Göttermythe in die geschichtliche Sage überging, spielt Bertha auch in die französische

Dichtung hinein und diesseits wie jenseits unsrer Westmarken singt man von den Tagen, wo Bertha spann.

Man bringt ein um mehrere Monate älteres Kind zu ihr; dies, das nun schon reifer ist, möchte mit ihr spielen. Bertha fühlt den Abstand der größeren Reife heraus, sie staunt das ältere noch an, ohne zum Spielen mit ihm zu kommen.

Wie ich bemerke, so wird das Kind mehr durch Laute als durch Erscheinungen gereizt. Das Gehör ist empfänglicher als das Gesicht, es ist aber auch geistigerer Natur. Nicht stürmisch bewegt, sondern nachdenkend wurde Polyhymnia dargestellt, die Muse, die durch das Ohr dem Menschen verständlich wird.

Oft reizt mich das Kind, bestürmt mich durch Geberdenspiel und Schreien zu sprechen; wenn es noch nicht selbst sprechen kann, so will es doch sprechen hören.

Eine anscheinbar unbedeutende Beobachtung hat mich tief erschüttert. Man trug eine Katze zum Spielen zu ihr; sie blickte das Thier befremdet an, auf einmal ward es ihr bange, erschrocken sah sie in das fremdartige, fast gespenstische Gesicht und weinte.

Zum ersten Mal war das Welträthsel vor ihre Seele getreten. Allerdings macht das Thier auf den denkenden Menschen einen tief anregenden Eindruck und hat ihn gemacht schon lange vor Darwin. Aber ich scheue die Forschung nicht. Ich brauche mich nicht einmal damit zu bescheiden, daß sicherlich nicht alle Räthsel

der Unendlichkeit uns schon hier gelöst werden; ich will auch der Forschung, mag sie mich selbst verwunden oder augenblicklich beängstigen, keine Fesseln angethan wissen, die zuletzt immer zum Scheiterhaufen und Schaffote führen — Zeuge deß Huß bei den Katholiken, Servet bei den Reformirten, Crell bei den Lutheranern —, nur die Freiheit ist das Leben. Für einen bloßen Augenblick war ich geängstigt, ein Blick in das Auge meines Kindes hat mich beruhigt. Ich brauche die Bande, die uns an die schöne Sinnlichkeit des Weltalls knüpfen, nicht zu lösen, um an die göttliche Würde des Geistes zu glauben; ich sehe: er lebt, er ist, und ihm ist Alles unterthan auf Erden, wie der schöne Mythus der Genesis sagt, in welchem sich arische und semitische Weltanschauung vereinigt.

Welches Geheimniß auch den Ursprung des Menschengeschlechts umschließt, an der Thatsache der Herrschaft des Geistes über die Welt durch den Menschen und in dem Menschen ändert dies nichts. Erst seit dem Auftreten des letztern haben die Thiere ihren Namen erhalten, aber eine ebenbürtige Gesellschaft boten sie dem Menschen nicht; er stand allein, bis ihm Gott seine Gehülfin gab, sein Weib, Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. Und so steht er da, gesondert von der Thierwelt, erhaben über der Thierwelt, er allein das Bild Gottes.

Die bildende Kunst selbst hat dies in ihrer geschichtlichen Entwicklung ausgedrückt. Sie hat das Thier als Anlauf zum Menschenbilde betrachtet und daher bei der Abbildung der Götter in ihrem anfangs symbolisirenden

Verfahren allerlei verschiedene Thiergattungen in Eins verschmolzen. So bei den Indern, bei den Assyrern, so noch in Kleinasien, der Heimath der Chimäre. In Griechenland, der Wiege der Philosophie und aller wahren Bildung, siegte Oedipus über die Sphinx, die letzte Schöpfung der abenteuerlich symbolisirenden Phantasie, und nun schuf die hellenische Kunst jene Zeusgestalt, die, von byzantinischen Malern zum Christusbilde umgestaltet, im Dämmerlichte alter Krypten den Wandrer noch jetzt zu geheimnißvoll heiliger Verehrung stimmt.

Dann kommt endlich die neue Zeit, die Zeit der Renaissance und der Reformation, in der sich Heidenthum und Christenthum harmonisch versöhnen, und nun schafft Raphael auf den Armen der Sixtinischen Madonna das göttliche Kind. Das Jesuskind, sagt das Christenthum, hat die Welt erlöst; das Kind ist die ewige Versöhnung der Welt.

So führt mich Alles wieder zu dir zurück, du schöner Mittelpunkt unsrer Häuslichkeit!

Welche Lust ist es, ein Kind leben zu sehen. Für uns Erwachsene ist das Leben, nach Goethe's Worten im Egmont, eine Gewohnheit geworden, die wir nicht einmal immer merken. Man lebt so in den Tag hinein. Aber bei dem Kinde ist weder Gewohnheit noch Berechnung, die volle Kraft des Lebens bricht in Thätigkeit aus: eine fortwährende Bewegung, ein Lärmen, ein Schlagen mit den Armen, ein Drehen mit dem Kopfe, ein Zappeln mit den Füßen, daß man unaufhörlich beschäftigt ist und der schläfrigste Mensch aufge-

weckt wird zur Beobachtung, zur Freude an diesem jungen Leben.

Und nun schreitet es vorwärts. Sie hält jetzt die Puppe in der Hand und pfeift auf dem Stiele; sie hält das Brod und, wirklich, sie emancipirt sich von der sie nährenden Mutter, sie ißt selbst. Und wenn es auch nur ein Bissen ist, sie hat ihn selbst genommen.

Eben sah sie vor sich einen Schatten an der Wand, einen Augenblick beobachtet sie, dann dreht sie sich um, nach der Ursache zu forschen, woher der Schatten kommt: sie folgert also.

Heute — ich habe mir die Abendstunde des späten Oktobertages gewissenhaft verzeichnet — heute hat mein Töchterchen das erste Wort gesprochen. Wie mein ganzes Wesen von dieser freudigen Ueberraschung durchbebt war, kann ich nicht beschreiben. In meinem Innern klang es wie die Memnonssäule, wenn sie der erste Strahl der aufgehenden Sonne berührt.

Wir waren bereit uns zum Abendessen zu setzen; die Tante saß nahe beim Tisch und hatte das Kind auf dem Schooße. Es pappelte in Einem fort und war von ungemeiner Rührigkeit. Wie oft nicht hatte ich dem schon zugehört und die wachsende Modulation beobachtet, die sicher dem sich immer reicher entwickelnden Gefühls- und Geistesleben entsprach; es waren Laute, die einen Sinn ahnen ließen, aber es waren doch nur Laute.

Da hörte ich dem Gepappel denn wieder zu und plauderte allerlei mit hinein, als führte ich ein wirkliches Gespräch mit dem kleinen Wesen. „Ja sag' nur, was

willst du?“ rief ich ihm zu. Und plötzlich tönte es deutlich zurück: „willst du?“ das Kind wiederholte nur mechanisch die Worte wie eine Fortsetzung seines eigenen Gepappels, sein Gehör hatte dieselben aufgefaßt und sein Sprachorgan gab sie sofort mit vollkommener Treue wieder; warum? Den Sinn hatte das kleine Mädchen sicher nicht aufgefaßt, aber dennoch war ein dunkles Verständniß dabei thätig, es war die erste gelungene Artikulation bestimmter Laute. Sie hatte schon seit mehr als einem Monat hörbar und sichtbar danach gerungen; der Gesichtsausdruck und das ganze Geberdenspiel, sowie das Muskelspiel des Mundes verriethen offenbar das Streben und die Absicht, bestimmte Laute hervorzubringen; nur vermochte sie nicht dieselben aus sich selbst heraus zu schaffen. (Wie lange mögen die ersten Menschen an der Bildung der Sprache gearbeitet haben, wie lange getastet und geschwankt haben, ehe allmälig errungene und festgesetzte Laute ihnen im Gedächtniß geblieben sind und zur dauernden Bezeichnung gewisser Begriffe gedient haben! Ganze Geschlechter, Jahrhunderte sind darüber hingegangen.) Selbst bilden konnte das Kind nicht die lautreichen Worte unsrer Sprache, aber sein Gehör und sein Geist begriffen die Zusammensetzung und sein Mund bildete genial-künstlerisch nach.

Ich sage: genial-künstlerisch. Gedanke und Wort sind Lichtblitze, die plötzlich, wie jede Schöpfung des Genie's, entstehen. Die höchste Kunstschöpfung des Menschen aber ist die Sprache; sie ist der vollkommenste Ausdruck seines Wesens. Das Wort Mensch (die Sanskritstudien haben es bewiesen) bedeutet: Denker.

Freilich, sprechen kann das Mädchen darum noch nicht. Ich versuchte ihm noch andre Worte zu entlocken; vergeblich. Soviel ich auch sprach, um seine Nachahmung zu reizen, es verfiel wieder in sein Pappeln. Zwei Worte waren ihm gelungen, nun ruhte es wieder aus. Es war ein Spiel gewesen, das ihm gefallen hatte; jetzt spielte es weiter — seinem Gefallen nach. Aber der Sprachfunke hat sich in ihm entzündet und er wird nach und nach aufleuchten zum klaren Gedanken.

Tags darauf. Heute zum ersten Mal sitzt das Kind mit uns bei Tische; die Mutter hat ihr einen hohen Stuhl mit einem Tritt für die noch kurzen Beinchen gekauft und das hübsche kleine Ding benimmt sich wirklich wie eine große Person. Es sitzt ganz ernsthaft ruhig da, als wäre es ganz natürlich, daß ihm ein Si neben uns gegeben ist; ja, es thut, als wäre das immer so gewesen. Hat es doch gesprochen! Es nimmt Löffel und Messer in die Hand mit einer Kaltblütigkeit, ich möchte sagen: mit einer Selbstverständlichkeit, daß es ein wahrer Spaß ist. Ein Spaß? Ist diese Sicherheit, diese Gewißheit seiner selbst nicht ein Ausdruck seines Selbstbewußtseins, eine Offenbarung seines Geistes, des Geistes? Indem ich dem nachdenke, werde ich ernst wie mein Kind in seiner Unschuld. Heilige geheimnißvolle Verschmelzung zweier Seelen!

Man will mir's nicht glauben, daß sie schon gesprochen hat. Ist es nicht eine väterliche Täuschung? wirft mir ein erfahrener Freund ein (er ist schon Vater dreier Kinder). Nein, antworte ich; ich übertreibe nichts,

ich weiß, daß die Kleine fort und fort ihr Wollen und Denken nur in wortlosem Pappeln kund gibt, sie darf auch noch nicht lange auf ihrem Stuhle sitzen, damit ihr zartes Rückgrat keiner Krümmung ausgesetzt ist. Aber was ich gehört habe, waren sicher und deutlich die beiden Worte.

Ich sprach mit einem Freunde über dies rege junge Leben und wie ich es in allen seinen kleinsten Durchgängen beobachtete und verfolgte. „Ja, meinte er, es ist wunderbar, wie der Geist in diesem Momente unaufhörlich und unter allerlei Erscheinungsformen hervorquillt. Man müßte, man möchte eine Mutter, eine Amme sein, um all die spielenden Sonnenlichter der jungen Seelenthätigkeit in ihrem flüchtigen Erscheinen und Schwinden erhaschen zu können."

Ich gebe es auch wirklich auf, den Quell des Lebens selbst in seiner Tiefe zu erforschen. Kann man das Gras wachsen sehen? Man sieht wohl am Morgen den neuen Knotenansatz, das Gewordene; aber das Werden sieht man nicht.

So hatte ich schon das Wachsthum und seinen Einfluß auf die Willenskraft erkannt; seit vielen Wochen richtet sich die Kleine von selbst in ihrem Bett auf, wenn man ihr bei ihrem Erwachen die Arme entgegenstreckt, um sie aufzurichten. So erkenne ich eben auch eine neue Stufe des geistigen Wachsthums; sie thut sich plötzlich kund, sie ist auf einmal da; wie sie gekommen ist, weiß ich nicht, ich kann sie nur bestätigen.

Alles war schon auf im Hause, ich schlummerte

allein noch. Da bringt mir meine Frau unsere Tochter auf dem Arme zu, damit ich mit ihr spiele, sie beschäftige. Ich setze sie auf's Bett, sie an mein Knie anlehnend; nach kurzem Plaudern schweig' ich wieder, halb noch im Morgenschlaf befangen, doch munter genug, um mein Kind zu halten und zu beobachten. Sonderbar! sie, die sonst so ungeduldig ist und klagt, wenn man sich nicht mit ihr beschäftigt, heute sitzt sie ernst und ruhig da; und zwar beobachtet sie nicht etwa einen besondern Gegenstand, der ihre Neugierde fesselt; nein, ihr Blick verliert sich wie nachdenkend und scheint dann wieder in sich zurückzukehren. Das geistige Vermögen hat an Ausdauer, an Stärke gewonnen.

So kommt es ruckweise, wie ich sagte, dem Knotenansatz des Pflanzenhalmes ähnlich, vorwärts. Ich habe vierzehn Tage hingehen lassen und nichts Sonderliches bemerkt. Das modulationsreiche Pappeln ist wieder zum bloßen Ausstoßen einförmiger Schreie geworden, die nur an Fülle oder Reinheit des Klanges verschieden sind. Eines Abends fängt sie wieder zu plaudern an; ich spreche ihr allerlei Worte vor, um sie zum Nachbilden zu reizen. Umsonst! Endlich doch spricht sie mir ganz dieselben Worte: „willst du?" wieder nach, aber nur einmal und halb unbewußt, ohne kräftigen Ausdruck. Und nun ruht sie wieder aus.

Sie ist jetzt grade sechs Monate alt, ein halbes Jahr. Wie wenig ist uns das in unserm bewegten Mannesleben, und wie viel liegt in dem Leben eines Kindes darin eingeschlossen! Wieviel Mühen, Sorgen,

Befürchtungen, Aufopferungen von Seiten der Eltern, der Erzieher! Es ist eine alte unzählige Mal ausgesprochne Erfahrungslehre, daß wir unsern Eltern nie vergelten können, was sie an uns gethan haben; nur durch die Opfer, die uns unsre Kinder kosten, können wir die Schuld gegen unsre eignen Eltern abtragen. *) Es ist wohl wahr. Ich mache aber doch einen gewaltigen Abzug davon, und mag man auch über Lästerung schreien. All die Mühe und Sorge, die uns unsre Kinder kosten, wird durch das Glück belohnt, sie zu besitzen, sie leben und wachsen zu sehen. Wem je ein Kind in unschuldiger Liebe zugelächelt hat, wird mich begreifen. Da quälen sich die beiden Frauen, Mutter und Tante, mit dem kleinen Quälgeist ab (sie überlassen keiner Wärterin diesen heiligen Dienst); während sie es waschen, einwickeln, liebkosen, schreit und zappelt das ungeberdige Ding, daß den armen Frauen Hören und Sehen vergeht, und sie müde und erschöpft die Hände sinken lassen. Da bricht die Ungeduld und der Ueberdruß in komisch abscheulichen Worten aus: „ach, ich hab dich doch recht satt, halte nur still, Mädel, oder —." Ja, der Mund spricht, wovon das Herz nichts weiß. Sie haben es kaum angefahren, als auch des Kindes Ungeduld zu Ende ist und es jämmerlich zu schreien anfängt. Sofort schließen sie es in die Arme und nun wird es getröstet, geschmeichelt: „Du Allerschönstes, Allerliebstes! es ist ja nichts so schön wie du." Ich wollt's wohl meinen; trotz aller Müh' und Noth lieben sie es über Alles.

Mit dem sechsten Monat offenbart sich ein neuer Fortschritt in dem Leben des Kindes. Sein Gesicht hat

*) [illegible]

einen unverkennbaren geistigen Ausdruck gewonnen, wie es ihn noch nicht besaß; die Augen sehen uns mit klarer Sicherheit an, das ganze Mienenspiel hat einen gefestigten, verständigen Charakter angenommen. Bisher that sich nur ein Empfindungsleben kund; die Leidenschaft regte seine Züge auf, je nach den Bedürfnissen, die das Kleine stachelten; der Geist schimmerte nur darüber hin, wie Sonnenlichter durch das bewegte Waldlaub spielen. Jetzt ist das ganze Antlitz von der Denkkraft verklärt, wie eine Landschaft vom Sonnenschein.

Freilich wächst die Leidenschaft auch; ich erschrak fast, als ich es bemerkte. Schon vor drei Monaten hatten mir die Frauen einmal erzählt, daß sie in einen Conditorladen getreten wären und dort dem Kinde einen Stengel Gerstenzucker in den Mund gegeben hätten, daß bei dem Geschmack der ungewohnten Süßigkeit sein Gesicht einen unbeschreiblich lebhaften Ausdruck genommen hätte, daß das Kleine erst die Augen groß geöffnet, dann wieder wie verzückt geschlossen hätte und wie man dann alle Mühe gehabt, ihm den Zuckerstengel wieder aus dem Munde zu nehmen. Heute zum ersten Mal wieder erhielt es eine ähnliche Näscherei. Welche Aufregung in seinen Geberden! Wie klammerte es sich an den Genuß! Mit welcher Anstrengung schlürfte es an dem süßen Gebäck! Sein ganzes Herz schwelgte.

Halt' ein, du kleines tolles, lüsternes Ding; mir wird bange bei deiner Leidenschaft! Schon sehe ich dich, zur blühenden Jungfrau gereift, mit stockendem Herzen in den Armen des künftigen Geliebten ruhn und von dem Munde dessen, den deine Seele gewählt hat, das

Süßeste schlürfen, was je Menschenlippen und Menschenherzen erquickt hat, den Kuß der Liebe, und meine Seele zittert bei dem Gedanken. Wird er, in dessen Kusse sich dein Mädchenherz berauscht auch deiner würdig sein? wird er dich lieben aufrichtig und treu wie du ihn liebst? wird er dich glücklich machen?! —

Ich weiß nicht, ob ich dann noch leben werde. O wenn der Tag kommt, den kein Mensch vergißt, und mein Herz sollte alsdann schon ruhen in der kühlen Erde, denk' an mich, deinen Vater, der jetzt im Schweigen der Mitternacht diese Zeilen niederschreibt und dessen Herz voll ist von der treusten Liebe zu dir; denk' an ihn, auf daß deine Liebe rein sei und rein bleibe, denk' an ihn und sei gewiß, daß sein Segen in diesem Augenblicke auf dir ruht und er zum Urquell aller Liebe fleht, daß der Mann, den du liebst, dich lieben möge wie dein Vater deine Mutter liebt!

Wenn ich dich wachsen sehe, mein Töchterchen, sehne ich uns fast in die ersten Wochen deines Daseins zurück. Welch ruhiges Glück genossen wir damals, als du kleines Würmchen noch im steten Schlafe lagst und wir über dich wachten in der Nacht, den leisesten Schrei von dir belauschten und du, deiner und unsrer noch unbewußt, unsre Sorge und Pflege dahin nahmst!

Man sagt, daß es Leute giebt (der Name „Vater" und „Mutter" wäre hier nicht am Orte), die ihr Kind Fremden zum Aufziehn geben, und noch dazu aus ihrem Orte fortschicken, Weibern überlassen, die ein Geschäft daraus machen, Kinder (nicht etwa an der Brust zu

stillen, nein —) aufzufüttern. Ich spreche nicht von der Verpflichtung, die sie haben, selbst über ihr Kind zu wachen; das Wort „Pflicht“ muß ihnen unverständlich sein. Wenn sie nur wüßten, welcher Freude sie sich berauben, indem sie sich der Mühe entziehen, dem Kleinen die erste Pflege zu geben! Wie tausendfach wird die Mühe belohnt; wie vergißt man Sorgen, Erschöpfung, schlaflose Nächte, selbst Aerger — nun ja, das ungeberdige kleine Ding macht Einen zuweilen ärgerlich —, wenn dann das allerliebste Geschöpf in ein fröhliches Gelächter ausbricht, wenn es mit uns spielt oder, wofern man nicht an dasselbe denkt — wenn es uns neckt und reizt, daß man mit ihm spielen soll!

Zuweilen ist es recht spaßhaft, daß das Kleine noch nicht sprechen kann. Es macht kleine Dummheiten, es guckt uns närrisch an, wir wissen nicht was wir ihm sagen sollen und aus reiner Verlegenheit oder aus Muthwillen sagen wir ihm eine Menge Albernheiten, ja kleine Grobheiten, daß wir uns zuletzt selbst wundern, wie verständige Menschen so kindisch sein können. Aber da wird alle Vernunft zur Albernheit. Wer mit seinem Kinde nicht kindisch werden kann, der hat kein Vaterherz im Leibe.

Trotz der zahlreichen, von mir erfaßten Spuren seines geistigen Lebens ist doch noch keine rechte Folge in seinem Wesen. Das Mädchen hat allerdings manchmal unsern Willen ausgeführt, weil wir es eben bei guter Laune trafen, weil eben in diesem Augenblick sein Geist geweckt war. Aber wir sehen noch keine bleibende

Wirkung von der Leitung, die wir ihm geben wollen. Das Kleine folgt noch immer so ziemlich seinem Bedürfnisse, ohne es zu beherrschen oder doch — denn Beherrschung ist noch nicht möglich — ohne dasselbe ungeduldig zu tragen; das Gedächtniß ist noch schwach und ruft ihm noch nicht unsre Sorge, unsre Absicht zurück; so oft wir es auch schon gelenkt haben, das (freilich erst sechs Monate zählende) Kind hat sich noch nicht gewöhnt unsrer Lenkung zu folgen. *Folgen* heißt soviel wie *Gehorchen*.

Wenn nun die Erziehung darin besteht, daß das Kind den Eltern „folgt", wie kommt es denn, daß es in der Weltgeschichte, wo die vorhergehende Generation an der folgenden doch Elternstelle vertritt, trotz der Epochen ärgster Verderbniß und Erschlaffung, wieder einen Aufschwung giebt, daß der Rohheit Bildung, der Entartung Sittlichkeit folgt? Doch wohl, weil in dem Kinde etwas Ursprüngliches lebt, was auch falscher Schulung zum Trotze sich erhebt und dem Ideale nachstrebt, weil der *Geist* ebenso unabhängig existirt wie der *Stoff*.

So nimmt auch der geschichtlich große Mensch in seiner Umgebung wohl die Elemente zu seinem Wirken in sich auf, aber er verarbeitet sie selbständig und bildet so die Welt weiter.

Artiges Gemisch von Denken und Fühlen! Sie lächelte der Mutter zu, die neben mir auf einem niedern Stuhle saß; als sich dieselbe beugte und das Kind sie nicht mehr sah, ward es still, wie verstimmt, fast

traurig. Als nun die Mutter sich wieder aufrichtete und ihm sichtbar ward, lachte es voller Freude laut auf.

Dieselben kleinen Ereignisse wecken und stärken den Forschungstrieb immer auf's Neue in dem Mädchen. Ich klopfte mit dem Finger hinter den Stuhl, sie horchte auf, suchte nach der Quelle, woher das Geräusch kam, und fand sie nicht. Da schien sie zu überlegen und beugte sich seitwärts, um hinter den Stuhl zu sehen; sie sagte sich: von dort kommt der Lärm.

Man muß, bei aller Gelehrsamkeit, ein arger Sophist sein, wenn man nicht das selbständige eigenartige Wesen des Geistes annimmt.

Diese Beobachtung verleitet mich zu neuen Versuchen. Ich machte mit der Hand hinter dem Rücken, so daß sie dieselbe nicht sah, Schattenbilder an der Wand; anfangs folgte sie denselben, dann sah sie bald hinter sich, um zu sehen, woher sie kämen.

Sonst sang es uns in der Nacht etwas vor, wie die kleinen Hänflinge in ihrem Neste gleichsam im Traume zwitschern. Jetzt ist es umgekehrt. Die Tante sang ihr diese Nacht ein Lied, sie ward ganz still, die Tante glaubte sie eingeschlafen und hielt inne, plötzlich fing sie an zu schreien, sie wollte, daß die Tante fortführe.

Nach langer Zeit hielt man sie wieder einmal vor den Spiegel; als sie die Dinge darin sah, wollte sie darnach greifen, sie glaubte, daß Jemand dahinter stäke.

Wie gut ist das Herz eines Kindes! Von der Liebe erzogen, kann es ja nicht anders denken, als daß die Liebe Alles bindet, Alles lenkt. Wir neckten uns bei Tische; meine Frau stellte sich ärgerlich, that als würde sie böse auf mich und gab mir einen Schlag. Da fing die Kleine an zu weinen und war ganz ängstlich. Warum? Nicht die Stimme konnte ihr Angst gemacht haben, die Mutter sprach nicht laut. Nein, das Kind hatte geglaubt, die schöne Einheit löse sich in Zwist auf, und als mir die Tante es auf den Arm gab, war es wie getröstet und sah dagegen die Mutter halb schmollend an.

Das Spiel, das wir getrieben hatten, war eigentlich nicht recht, aber es war auch wieder köstlich, die Gutherzigkeit des Kindes so lieblich sich offenbaren zu sehen.

Es war ein kleiner Jahrmarkt; man hatte es hinaus getragen, in der Meinung, ihm ein Vergnügen zu machen. Aber was es zu erkennen gab, war nicht Freude, sondern Erstaunen. Alles war ihm neu; noch ist ihm die Welt zu unbekannt, um sich darin heimisch zu fühlen, sich gehen zu lassen.

Zum ersten Mal hat es, was wohl alle Kinder einmal thun, in's Licht greifen wollen; es hat sich verbrannt, und nun scheut es sich davor und greift nicht wieder hinein; es hat also begriffen, im eigentlichen Verstande des Wortes.

Ein neues Zeichen des Fortschritts. Sie hat ein hartes Zuckergebäck in der Hand und führt es zum

Munde wie Alles, was sie erfaßt. Da schmeckt sie das Süße; sie zieht es vom Munde zurück, besieht es aufmerksam, thut also ihre Ueberraschung und Erkenntniß kund, dann, wissend was sie thut, führt sie es wieder zum Munde und ißt es.

Heute, in der Mittagsstunde des siebenten Dezembers, machte sie wirkliche Versuche, die Zunge richtig zu bewegen und nicht Töne, sondern Laute zu artikuliren.

Tags darauf beging sie Abends bei Tisch beim Trinken eine kleine Unart. Ich machte ihr Vorwürfe, nicht in rauhem Tone, sondern mit ernsten gemessenen Worten und strengem Blick; da ward sie ernst, verlegen machte sie eine schmollende Verzerrung der Unterlippe, als fühlte sie, daß sie Unrecht habe, blickt dann Mutter und Tante an, die ebenfalls eine ernste Miene machen, Thränen traten ihr in's Auge und sie hätte laut geweint, hätte sie nicht die Tante lächeln sehen. Sie verstand also; ehe der Mensch die Worte versteht, ahnt er den Sinn durch die Betonung.

Zwei Tage später artikulirt sie zum ersten Mal den Laut Fa, Va. Es ist die erste Silbe des Wortes „Vater"! Sie wird mich einst nennen, mich rufen!

Ich erzählte diese Beobachtungen einer Frau, die drei Mal Mutter gewesen war und fragte sie, ob sie den Verstand sich entwickeln gesehen habe. Sie sagte, dies sei ein unaufhörliches, stetes Quellen. Wie sollte das Leben auch einen Ursprung nehmen? Es ist ewig.

Der Keim des Gedankens ist ein Atom, seine Wirkung folglich für uns unsichtbar, ein Tropfen der quillt, dann stärker wird und rieselt, aber nie still steht. Das Kind sieht und hört anfangs nicht, nicht aufmerksam wenigstens, weil der Gedanke noch zu schwach in ihm ist; der Eindruck wirkt nur bildend auf dasselbe ein, zur Rückwirkung fehlt noch die Kraft.

Die Tante ist allein mit dem Kinde; es hat wieder eine kleine Unart begangen und die Tante schmält es, da wird es ernsthaft und weint.

Das Kind hat etwas auf dem Herzen; die Mutter glaubt es zu errathen und spricht ihr, sozusagen, aus dem Herzen heraus, als spräche die Kleine selbst, in dem kindlichen einfachen Tone derselben. So gewöhnt sich das Kind an das eigne Sprechen.

Heute ist sie schon früh wach; da tönt ein Ruf auf der Straße, es ist ein Hausirer, der sich ankündigt. Sonst, wenn sie noch schlief und der Ruf erweckte sie, erschrak sie dabei und weinte wohl auch; heute wiederholte sie fröhlich scherzend die letzte Silbe: sie sprach.

Die Sprache bildet die Vermittelung der denkenden Wesen; nun dieselbe dem Kinde verständlicher wird, wird es auch zutraulicher gegen die Menschen, sie faßt mit der Hand nach ihnen und liebkost sie.

Das Gehirn des Kindes ist schwach und die äußern Gegenstände, die Eindruck auf dasselbe machen, sind un-

zählig. Haben doch Jahrhunderte, ja Jahrtausende dazu gehört, um diese Gegenstände hervorzubringen. Wie ärmlich sieht es in der Hütte des Wilden aus, der noch auf den ersten Stufen der Bildung steht! Wie reich sind unsre Wohnungen an Geräthen, Kunstwerken und Gegenständen der Bequemlichkeit! was für Kunstfleiß und Wissenschaft hat dazu gehört, sie zu erfinden, zu bereiten, zu verfeinern! Wie soll das Kind sie in einem Jahre fassen? da ist z. B. eine Thürklinke, für uns Erwachsne das natürlichste Ding von der Welt. Mein Kind, das in der Nähe der Thüre auf dem Schoße der Wärterin saß, betrachtete die Klinke aufmerksam; das Blinkende derselben mochte die Neugierde geweckt haben, aber der Blick hatte etwas Ruhiges, Forschendes, und als die Wärterin die Thüre öffnete und damit die Klinke den Blicken des Kindes entzog, ward dasselbe ungeduldig und ruhte nicht eher, bis es den Gegenstand auf's Neue beobachten konnte. Dann war es ruhig und aufmerksam wie zuvor. Darauf wechselte die Wärterin den Platz und nahm eine Feuerzange in die Hand. Es begann jetzt ganz dasselbe Spiel wie mit der Klinke. Offenbar beobachtete, untersuchte, forschte das Kind. Es lernte.

Es war ungeberdig, warf den Löffel immer weg; die Tante, die es auf dem Schoße hatte, tadelte es, ohne die Stimme laut zu erheben, und hob ihr den Kopf am Kinn mit einer leisen Bewegung, die einen Schlag andeuten sollte, aber keiner war. Da fing die Kleine an zu weinen, begreifend, daß sie gescholten ward, und war untröstlich. Zuletzt beruhigte sie sich zwar, aber als die Mutter kam und die Tante, um derselben den Vorgang

zu erklären, die leise Bewegung mit der Hand wiederholte, begann das Kind bei dem bloßen Sehen wieder zu weinen.

So wird ihr Alles verständlicher, so wird sie erziehungsfähig.

Draußen ist der Christmarkt; man trägt sie hinaus. Auf den Straßen sind die Conditorläden aufgeputzt; sie staunt das Alles an und bricht in ein Ah! der Bewunderung aus, dann dreht sie sich plötzlich nach Mutter und Tante um und lächelt ihnen zu und jubelt wieder.

Welch schöner Zug! Sie wollte nicht allein genießen, sie wollte ihre Empfindungen den Ihren mittheilen, mitfreuen sollten sie sich.

Es naht das Christfest, sagte ich; da kam ja die fröhliche Botschaft, daß Alle sich freuen sollten. Ein Kind brachte sie; noch immer bringt sie jedes Kind. Sind wir wirklich nur im kindlichen Alter dieser schönen Tugend der Mitfreude fähig? So würde den Mann fortwährend das Kind beschämen!

Weihnachtsmorgen! Wir haben dir gestern Abend dein erstes Weihnachtsbäumchen nicht anzünden können, nach dem Spaziergange hatte dich ein tiefer Schlaf befangen. Jetzt erwachst du, du selbst unser schönster „heiliger Christ", wie einst das Jesuskind in seiner Krippe. Da schellt es. Es ist der Postbote. Das Dienstmädchen springt hinunter und kommt mit einer Pappschachtel wieder. Sie wird geöffnet und ein prächtiges Kaschmirkleid schimmert uns entgegen; liebe Freunde, die das Schicksal nach dem fernen Afrika verschlagen hat, schicken meinem

Töchterchen das schöne Geschenk. Das liebe Kind weiß noch nicht recht, was Putz ist, wenn sie auch wohl merkt, sobald man sie zum Ausgehn ankleidet, daß das etwas Besonderes ist. Aber die Mutter tanzt vor Freude, die Tante lacht und das Dienstmädchen, die treue Seele, die uns aufrichtig zugethan ist, jubelt laut auf, und nun ist das ein Fest um das Mädchen herum, das in der Wiege sitzt, daß das kleine Ding nicht weiß, was vorgeht und uns verwundert mit großen Augen anguckt!

So jubelte ich sonst, als ich noch selbst Kind war; um diese Zeit wurde mir der heilige Christ bescheert. Sie ruhen nun lange schon im kühlen Grabe, die guten Eltern. Ich muß an *sie* denken, jetzt wo ich *meinem* Kinde die Weihnachtsfreuden bereite, dem lieben Enkelchen, das sie nicht gesehen haben, und meine ganze Kindheit blüht mir wieder auf. Ich sehe mich wieder Kind, wie mein eigenes, und werde auf's Neue jung mit ihm. O seliger Zauber! Mit meinem Kinde dehnt sich eine lachende Zukunft vor mir aus und doch besitze ich alle Schätze der Vergangenheit in unverjährter Frische. O gewiß, das sicherste und schönste Mittel, sich vor dem Altern zu schützen, ist: eine Familie zu gründen.

Warum entwickelt sich das Sprechen so spät? Ich sehe, daß mein Kind Verständniß von dem Meisten hat, was um es vorgeht, daß es Alles beobachtet. Wenn die Tante, die sich der Pflege besonders annimmt, damit die Mutter ihre Gesundheit wiederherstellen kann, einen Schlafrock wechselt, so bemerkt das Kind den verschiedenen Stoff, bezeichnet ihn mit der Hand und giebt durch Laute zu erkennen, daß er ihre Neugierde reizt. Bei Tische

ist sie fast gesetzten Wesens, sie begreift, warum man sich setzt und daß ein heiterer Anstand hier Regel ist. Eben sah ich ein neues Zeichen ihres selbständigen geistigen Lebens. Ich stand bei ihr an der Wiege, spielte mit ihr und sie antwortete mir mit Gepappel. Plötzlich zupfte die Mutter hinter mir an den Fenstervorhängen; rasch richtete sich die Kleine in der Wiege auf, bog sich mit dem Oberkörper vor und sah nach dem Grunde des Geräusches. Sie fragte sich: was ist das? Aber warum sprach sie den Gedanken nicht aus? Das Sprechen ist ein Gebrauch der Sprachwerkzeuge, aber die Sprache selbst ist eine Wissenschaft, die höchste Schöpfung des Menschengeistes, die Vermittlung zwischen Geist und Stoff, die Offenbarung des Unsichtbaren in der sinnlichen Welt, für das Kind das Schwierigste von Allem.

Noch ist der Magen das vorherrschende Organ; der Kopf, das Erkenntnißvermögen, tritt nur vorübergehend in Scene und drängt dann den Magen in den Hintergrund; aber im Allgemeinen tritt der erstere nur spielend auf, während die Thätigkeit des Magens ernste Arbeit ist.

Ein Fortschritt ist es auch hier indessen, daß das Kind in der Befriedigung des Tyrannen selbständiger wird. Man braucht ihm sein Milchfläschchen nicht mehr zu halten, es faßt es sicher mit beiden Händchen wie eine Trompete und leert es unverdrossen aus. Freilich liegt das Fläschchen auf einem Kissen auf, denn zu tragen vermag es der kleine Engel in der Wiege noch nicht, aber er hält es fest und nimmt so sein erstes Frühstück gleich-

zeitig mit der Mutter, während sonst dieselbe erst warten mußte, bis das Kind befriedigt war.

Es wird nun in den Gehstuhl gestellt, damit es sich nach und nach an's Aufrechtstehen gewöhne; es hat die Kraft sich grade zu halten, indem es sich mit den Achseln aufstützt, aber gehen kann es noch nicht. Die Beine sind noch zu schwach, der Bauch, das Organ des thierischen Lebens, noch zu schwer. Noch ist es nicht die schöne Bildsäule, als welche das göttliche Wesen von der griechischen Kunst dargestellt wird, nachdem sich der griechische Genius von den Thiersymbolen der ägyptischen und assyrischen Kunst befreit hat. Noch ist es kein *ἄνθρωπος*, kein Aufschauender, wie der künstlerische Grieche den Menschen genannt hat. Es wird bald müde, wenn wir es stehen lassen, und wir müssen es wieder tragen oder hinlegen.

Aber den Unterschied der Bewegungen faßt es schon seit einiger Zeit auf, Da es noch nicht seine Füße gebrauchen kann, so sollte man meinen, es könnte ihm einerlei sein, ob es in der Wiege liegt oder getragen wird. Aber nein, das Liegen ist ihm bald zuwider, es will getragen sein und verlangt ungeduldig danach; denn wenn es so auf unseren Armen in der Stube den Ort wechselt, bildet es sich gewiß ein, es gehe selbst. Und je schneller man mit ihm geht, je zufriedener ist es.

Erst recht fröhlich aber ist es, wenn man beim Herumtragen tanzt. Die Mutter hat es auf dem Arm, ich stelle mich gegenüber und nun beginnen wir eine Art

Contretanz, wobei wir die Musik singen. Wie paßt es auf alle Bewegungen auf! wie öffnet es weit die Augen! wie holt es tief Athem, gleich als brauche es selbst Kräfte, und wenn nun die Touren lebendiger werden oder wenn gar die Mutter mit fröhlichem Gesange zu walzen beginnt, da werden seine Züge lebendig und es jauchzt hell auf vor Lust. Sollte man's meinen? das Wiegenkind hat schon Freude am Tanzen! Diese rhythmische Bewegung, die es auf Mutterarmen macht, ist für das Kleine der erste künstlerische Genuß.

Es kommt die Zeit, wo der Magen zum bloßen Diener geworden sein wird, wo das Herz seine Stelle einnimmt. Statt auf Mutterarmen wirst du, schöner Engel, dann in den Armen eines feurigen Tänzers durch den Ballsaal schweben; statt des weißen Hemdchens, das jetzt um deine rosigen Gliederchen flattert, rauscht dann ein schimmerndes Ballkleid um deine blühende Gestalt, und statt des herzigen Geträllers von den lieben Mutterlippen lauscht dann dein Ohr den schmelzenden Klängen des Orchesters, vielleicht den noch schmelzenderen schmeichelnderen Worten von dem Munde des Tänzers. O daß du dich dann noch der seligen Augenblicke erinnern könntest, da du zuerst in himmlischer Unschuld dich der Wonne des Tanzes am Herzen der Mutter erfreutest, auf daß dein Herz rein bleibe und die Stimme der Verlockung nicht den frommen Kindersinn in deinem Mädchenbusen einschläfre!

Ich sehe immer mehr in der Entwicklung des Kindes die Kindheitsgeschichte der Menschheit. Mein Töchterchen spricht (ich meine die mannigfaltigen Laute, die

es ausstößt) zu und mit allen Gegenständen, die ihm auffallen, die es reizen oder nach denen es faßt. Vielleicht belebt es dieselben, glaubt es dieselben ebenso lebendig wie es selbst ist. So belebte die Einbildungskraft der ersten Menschen alle Dinge um sich her und sprach zu ihnen.

Das sichtbare Zeichen von der Obergewalt des Magens über die andern Organe ist die Gewohnheit des Mädchens, Alles was es erfaßt, nach Kinderweise zum Munde zu führen. Essen scheint noch seine Hauptverrichtung, es betrachtet noch alle Dinge als eßbaren Stoff, nur als solcher haben sie für das Kleine Werth.

Zum ersten Mal hat es sich in diesen Tagen, als es etwa achtehalb Monat alt war, von der Oberherrschaft des Magens befreit. Man trug es auf den Christmarkt; schon mehrmals hatte es sich an den bunten Ausstellungen in Buden und Magazinen gefreut, mit fröhlichem Staunen sah es die Puppen, Spielwaaren und Schmucksachen, die ihm entgegenschimmerten. Einmal blieb ich mit ihm vor einem schön ausgeputzten Conditorladen stehen, in dessen Schaufenster allerlei bunte Thier- und Menschenfiguren den Kauflustigen zunickten; mein Töchterchen guckte das Alles voller Verwunderung an und gab seine Freude daran durch lauten Schrei zu erkennen, aber, wie schon in voriger Woche, es wollte nicht allein das Fest genießen, es sah mich und die Andern von Zeit zu Zeit an mit einem Blick, der wie ein Wink aussah und den es dann wieder auf die schönen Sachen lenkte, als sollte er sagen: „Seht doch, wie herrlich das ist!“ Ja wohl, es theilt uns seine Ein-

drücke mit, es denkt und giebt seinen Empfindungen Ausdruck, nur die Worte gebrechen ihm.

Da traten denn die Frauen bei einem solchen Ausgang in einen Laden und kauften ihm eine Art Trommel, die an einem langen Stabe befestigt war und beim Schütteln Lärm machte. Sie gaben es ihm in die Hand und zum ersten Mal führte es das Spielzeug nicht zum Mund, sondern schüttelte es fortwährend kräftig mit voller Herzenslust, daß alle Vorübergehenden sich daran freuten und ihm zulachten. Zum ersten Mal handelt es.

Ich nehme das Wort in der eigentlichen wie in der spätern Bedeutung; übrigens erleben wir mit dem fortschreitenden Wachsthum des Kindes das Phänomen der Sprachbildnng auf's Neue. „Handeln" ist das Spielen der Hände, der angebornen Werkzeuge der That; die „Handlung" ist nur das ausgebildete Spiel, ein Gebrauch der Hände zu einem bestimmten Zwecke. Freilich, welche Bahn hat die Menschheit durchlaufen müssen, ehe sie von dem rohen Gebrauch der Hände, roh, wie er noch jetzt bei dem Affengeschlecht ist, zu dem Bau des Parthenon und der Peterskirche gelangte! Aber sie ist doch dahin gelangt. Und darum ist der von aller Magenherrschaft unabhängige Gebrauch des Spielzeugs, der die Vorübergehenden wie ein Kinderspaß belustigt, für mich so wichtig. Das Kind emancipirt sich von der Materie, sein Geist fängt an den Stoff zu beherrschen.

Aber Freude macht es doch den Eltern, wenn sie sehen, wie alle Leute dem hübschen Kinde zulächeln und

wie sein Spiel sie ergötzt. Und wie glücklich ist erst die Mutter, wenn sie auf der Straße hinter sich die Worte hört: „was für ein schönes Kind!“ O du blühende Jungfrau, deren Herz mit süßer Verwirrung den holden Schmeicheleien vom Munde des Geliebten zuhört, du bist wohl glücklich und du darfst sogar stolz sein, wenn der Mann, der deine Reize feiert, selbst sich der Achtung der Mitwelt erfreut. Aber glaube es, all dein Glück und all dein Stolz ist nichts gegen das Glück und den Stolz der Mutter, wenn sie von fremden Lippen das Lob ihres Kindes vernimmt.

Du meine Freude und mein Glück, mein theures Kind, mach', daß deine Eltern immer glücklich durch dich sind, sei immer ihr Stolz!

Neujahr! Die neue Sonne ist am Himmel heraufgestiegen und mit feierlicher Stimmung hat Jeder das neue Jahr begrüßt. Eben will ich mich von meinem Lager erheben, als meine Frau in's Zimmer tritt; sie trägt unser Kind auf dem Arm und in der Hand ein grünes Kissen, worauf etwas ruht. Es ist eine Ueberraschung, die sie mir zu dem festlichen Tage bereitet hat. Sie tritt an's Bett und ehe sie noch eine Bewegung machen kann, hat das Kind von selbst das Geschenk von dem Kissen aufgehoben und hält es mir mit dem zarten Händchen entgegen: es ist eine schwarzrothgoldne Börse, von meiner Frau gestickt. Was in diesem Augenblick in meinem Herzen vorging, was Alles meine Brust bewegte, läßt sich schwer beschreiben. Bei den heiligen Farben, die mich einst als Burschenschafter schmückten, stieg das Bild unsers noch immer nicht geeinten Vaterlandes vor

meinen Blicken auf, der erste Gedanke, der mich zum neuen Jahre beseelte, wie es an diesem Tage der erste Gedanke jedes Deutschen sein soll.*) Meine Gattin ruft mir das heilige Bild vor meine Seele; sie kannte meine Treue, mein Festhalten an dem Ideal meiner Jugend und in einsamen Stunden hat sie mir die freudigernste Ueberraschung vorbereitet. Und als sie mir das Geschenk überreichen will, faßt das Kind in froher Unschuld danach — es versteht es noch nicht und hat nicht belehrt werden können —, nimmt es von dem grünen Kissen — Grün ist die Farbe der Hoffnung — und giebt es mir. Das Kind ist das Sinnbild der Zukunft, es ist ihr Träger. O schönes symbolisches Spiel!

Die Zukunft weissagt mir durch mein Kind: der Traum deiner Jugend wird zur Wahrheit werden, das Blut der Märtyrer ist nicht umsonst geflossen, dein Vaterland wird auferstehn! Ich küßte Weib und Kind in frommer Rührung.

Es ist nicht wahr, daß die Ehe den aufopfernden Muth des Mannes schwächt. Er wird besonnener, ernster, aber nicht schwächer. Durch die Ehe gewinnt das Vaterland eine sichtbare Gestalt; der Jüngling kämpft für ein Ideal, der Mann — denkt an den Schwur auf dem Rütli in Schillers Tell! — für den häuslichen Herd. Und wenn es sein muß, wenn er durch sein Opfer das Vaterland retten kann, so ruft er: „Sorgt für

---

*) Dies Tagebuch wurde geschrieben, ehe die schwarzrothgoldnen Träume unter dem schwarzrothweißen Banner verwirklicht wurden.

mein Weib und meine Kinder!" und stürzt sich muthig und entschlossen in die feindlichen Reihn.

Mögest du, mein Kind, das Vaterland, für das ich gerungen und gelitten habe, einst groß und glücklich sehen; mögest du dereinst mit frohem Stolz deine treue Hand in die Rechte eines freien Bürgers legen.

Gott segne Deutschland!

In dieser feierlich freudigen Stimmung kam mir unwillkürlich und doch natürlich ein Lied in's Gedächtniß, das für eine der schönsten deutschen Poesien gilt und das doch völlig unwahr ist und mir wie ein schrillender störender Mißklang in die Harmonie des Lebens tönt: die Ideale von Schiller. Wie hat sich der „idealste" aller Dichter zu dieser häßlichen Verzerrung des schönen Menschendaseins verstimmen lassen können?! Er lebte damals an der Seite einer lieben Frau und trug seinen „Goldsohn" auf dem Arme; was war ihm denn die Liebe, daß sie ihm „nach kurzem Lenze" schon entflohn war? Er seufzte nach dem ebenso „leichtfüßig entflogenen Glück"; in der That hat er nie die Fülle des Reichthums gekannt. Aber wenn uns auch die Stimme der Gerechtigkeit auffordert, dem Elend der nothleidenden Classen zu steuern und einen möglichst allgemeinen Wohlstand begründen zu helfen, so sollen wir es doch mit männlichem Muthe ertragen, wenn unserm eigenen beharrlichen Ringen der verdiente Lohn nicht wird und, größer als unser Schicksal, uns mit dem stolzen Bewußtsein begnügen, daß wir ihn verdient hatten. Er sah ferner „des Ruhmes heil'ge Kränze auf der gemeinen Stirn

entweiht"; er irrte sich; was die gemeinen Stirnen schmückte, war nicht des wahren Ruhmes Kranz, Klatschrosen und rother Feldmohn war es, von gemeiner Hand gepflückt und über Nacht verwelkt. Und hat nicht Mit- und Nachwelt auf Schillers Stirn unverwelklichen Lorbeer gedrückt? Auch „um der Wahrheit Sonnenbild" sah er „des Zweifels finstre Wetter ziehn." Wer hieß ihn zweifeln? Sind wir denn Eintagsfliegen, die nur das Licht der Sonne sehn und deren Lebenslicht mit dem des Tages verlischt? In dem Jahrhundert der Aufklärung, in Voltaire's und Kant's Jahrhunderte, an dem Siege der Wahrheit zu zweifeln, war Schiller's nicht würdig. Sind sie der Schmerzenserguß eines einzelnen Zaghaften, so mögen „die Ideale" als ein individuelles Ereigniß, sozusagen als ein psychologisches Phänomen in der Literaturgeschichte verzeichnet bleiben, wobei nur zu bedauern ist, daß dies Ereigniß grade unserm Schiller begegnete. Aber allgemeine Gültigkeit spreche ich dem Gedichte entschieden ab. Streicht „die Ideale" aus eurer Tageslektüre, wenn ihr an das Ideal glaubt. Laß dir das Herz nicht beirren, o Jüngling, von der schwärmerischen Wehmuth, die das Lied beseelt; die Zweifel, die den Dichter zernagten, sind Lüge; sei nur ein Mann und die Ideale deiner Jugend werden dir zur Wahrheit werden. Nicht im sogenannten Lenze entfaltet sich alle Pracht und alles Glück der Liebe. Zwar schwelgt dein Herz in seligem Entzücken an dem schwellenden Busen der Geliebten; aber stärker, stolzer ist das Glück des Mannes, auf dessen treue Schulter sich das Weib stützt, an dessen Hand ein Kind in das Leben einschreitet. Ich sage dir das nicht in dem Rausche

der Flitterwochen, wo auch das schwächste Herz an den Himmel auf Erden glaubt. Nein, seit Jahr und Tag schon sind sie verrauscht und in dem Augenblick, da ich zu dir spreche, tritt an mich der ganze Ernst des Lebens heran. Um so mehr darf ich auf dein Vertrauen rechnen.

Dieser fromme freudige Ernst erfüllte mich schon, als ich nach besiegeltem Bunde meine junge Gattin zum ersten Male hinaus führte in die Welt. Andre führen das errungene Weib ihrer Wahl in den Lärm und die Zerstreuungen der großen Welt, Andre mit reinerem Geschmack hinauf auf die Berge, wo die Brust freier athmet und das Gewühl des Tages verstummt; ich führte die Meine den großen Strom hinunter an's Meer. An lachenden Ufern fuhren wir vorüber, Rebhügel netzten ihre Füße in der Fluth, Kornfelder ließen sich von den Wellen bespülen, hier traten vereinzelte Fischerhütten, dort lustige Dörfergruppen an's Gestade, dann breitete wieder eine große volkbelebte Stadt ihren Reichthum längs der Ufer aus, mannigfaltig waren Land und Leute, die wir kennen lernten, und in all dem bunten Wechsel blieb nur Eines sich treu: unser Herz. Da sprach ich zu ihr: „So wie wir jetzt den Strom hinunterreisen, so laß uns in unwandelbarer Treue auch den Strom des Lebens hinunterfahren, wie hier dem Meere zu, so auch der Ewigkeit.“ Und nun lag es vor uns ausgebreitet, vom hohen Gestade schweiften unsre Blicke über die endlose Wasserfläche und unsre Herzen feierten in heiliger Rührung. Wenn sich zwei Seelen fest gelobt haben in treuem Bunde der Ewigkeit zuzugehn, da erscheint ihnen jene Trauer über die entflohenen Ideale

wie kindische Ungeberdigkeit über zerbrochenes Spielzeug. Nein, kein Ideal wird dem zu Schanden, der nur sich selbst treu bleibt; wer sich selbst Wort hält, dem hält auch die Ewigkeit Wort.

Ewigkeit! O Wort von furchtbar ehernem Klange, wie mit ernstem Glockentone hast du in diesen Tagen mein Herz getroffen. Mich schreckst du nicht, aber für mein Kind zittre ich, darf ich zittern, ohne daß ein Mann mich der Schwäche zeihen darf. Es war krank, es ist noch immer krank. Unvorsichtiger Weise hat man es in den kalten Tagen auf die Straße getragen und ein scharfer Luftzug hat Brust und Lunge angegriffen. Es hustet immer fort, sein Schlaf ist unruhig; wir sprechen leise, um seine Ruhe nicht zu stören; der Arzt kommt, bekümmert wachen unsre Augen über den Liebling. O was ist aller Gram der Welt gegen Elternkummer! Wer eine reiche Jugend hinter sich hat, wer den Becher des Lebens schon halb geleert hat, der kann wohl muthig den ernsten Schritt hinüberthun in jene Welt. Aber mit einem Kinde, mit meinem Kinde habe Erbarmen, du strenger Engel des Todes! Noch hat es kaum die Lippen an den Becher gesetzt, noch hat ihm das Glück aus den Augen der Eltern kaum zugelächelt; keine Blumen, keine Freuden noch hat es sich pflücken können, es kennt nur die, die wir ihm bringen; laß es wachsen, daß es mit freier Wahl sie sich zum Kranze winde. Nur wer gelebt hat, soll sterben; der Tod ist das Ende des Lebens, und das seine hat kaum begonnen; wie sollte, wie könnte dies schon enden? Nein, ängstige dich nicht, du lieber Engel; drei Herzen wachen

an deinem Lager und wehren das drohende Schreckbild von dir ab.

In der That scheint das Kind sich seiner Krankheit und der sie begleitenden Gefahr bewußt. Zum ersten Male seit seinem Dasein streckt es beide Händchen nach uns aus, es lächelt uns mild zu, es läßt sich ruhig küssen (bisher sträubte es sich und hielt mit dem Köpfchen nicht still). Es ist überhaupt ein eigener geistiger Ausdruck in seinem Gesicht, eine Verklärung scheint darüber zu schweben. Der junge Halm hat wieder einen Knoten angesetzt.

Wunderbare Wirkung des Schmerzes! warum und wie hast du die Macht, dem Geiste so klaren Ausdruck zu geben? Ist denn der Geist, wie die Perle in der Muschel, nur ein Werk der Krankheit? Ist es wahr, was der alte Harfner sagte, daß man nur aus der Tiefe des Elends alle Schönheit des Aethers erblickt, daß nur wer die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, die himmlischen Mächte kennen lernt? Eine wunderbar innige Wechselwirkung herrscht allerdings zwischen Geist und Materie. Die Krankheit stimmt die Nerven feiner, den Geist zarter, und das Lachen der Freude, diese Entfaltung aller Züge des Gesichts, ist ganz dem physischen Phänomen der Ausdehnung durch die Wärme gleich. Aber ich stoße mich nicht daran. Ich schmähe den Stoff nicht, er erfüllt das unendliche Weltall, und nur durch ihn kommt der Geist zur Erscheinung. Thränen der Freude, Thränen des Schmerzes, euer Born quillt doch aus den unerforschten Tiefen des Menschenherzens.

Ich sprach von dem Ernst der Ewigkeit. Es ist noch ein andres Wort, von schrecklicherem Klange: das Elend einer Familie. Der Denker, der Beobachter darf es nicht übersehen, wenn er den häuslichen Herd als den Altar hinstellt, wo das Herz seine schönste Andacht feiert. Mir ist mit meinem Kinde das reinste Glück geworden und selbst an seinem Krankenlager finden wir noch Genuß in der zärtlichen Fürsorge für das leidende Geschöpf. Aber wo das Elend sich an den Herd setzt, da schneidet unsäglicher Jammer in's Mutterherz. Meine Frau hatte etwas bei unsrer frühern Aufwartefrau zu fragen, die an einen Arbeiter verheirathet ist. Gott! welche Noth! Fünf Kinder um das arme Weib her, von denen kaum eines, ein Knabe, sich wirklicher Gesundheit erfreut. Ein Mädchen von zehn Jahren, das der Mutter schon an die Hand gehen sollte, saß da mit gelähmten Füßen; neben einem andern von noch nicht zwei Jahren, in armselige Lumpen gehüllt, lag ein Säugling von ein Paar Monaten auf dem Lager — eine Wiege ist zu theuer für die armen Leute —; und Alle schreien sie nach Nahrung und essen sich doch niemals satt. Was hilft mir alle Statistik über das massenhafte Elend Londons und der Fabrikdistricte? Ich weiß, das ist eine alte Geschichte und kein civilisirtes Land (o der Schande! nur „civilisirten Ländern" ist dieses Massenelend eigen) ist davon frei. Es bleibt aber darum doch entsetzlich und als mir Abends bei Tisch, da ich eben in das lächelnde Gesicht meines Kindes sah, meine Frau die Noth erzählte, da saß ich wie versteinert und wagte kaum mein Auge wieder zu meinem Töchterchen zu erheben. Was für mich die Quelle des höchsten Glückes

ist, ist für die Armen die Quelle herzzerschneidenden Jammers. Unwillkürlich kommen mir die schönen Worte der Dichterin Louise Otto im „Hirschberger Thal“ in's Gedächtniß: „Die Schlange ist im Paradies und frißt am Baum des Lebens.“

Die Griechen, die Allem einen künstlerischen Ausdruck gaben, haben den Mutterschmerz zur Statue der Niobe verschönt. Welches geniale Volk, das auch dem zerreißendsten Jammer noch harmonisches Maß zu leihen wußte!

Noch immer ist sie krank. Eben war sie wieder sehr unruhig gewesen und schrie noch, als ich eintrat. Ich setze mich zu ihr, da streckt sie die Hände, halb flehend, halb kosend, nach mir aus, ich nähere mich, sie streichelt mich. Nun nehme ich sie auf den Arm und trage sie in der Stube herum und sie ist getröstet.

Wer nicht weiß, was Vaterliebe ist, kann das Glück nicht ermessen, das in dem geheimnißvollen Bunde zwischen Kind und Vater ruht. Sich von dem kleinen unschuldigen Wesen so geliebt zu sehen, ihm Trost zu sein und ihm den Trost zu gewähren! Nun fühle ich mich erst als Mensch.

Aber ich frage mich auch, woher kommt dieses Seelenleben, diese Entfaltung eines selbständigen geistigen Wesens? Belehrung hat das Kind noch nicht erhalten können, da es noch nicht spricht. Und doch denkt es, fühlt es, verlangt es mit individueller Klarheit, ganz wie ein Erwachsener. Es hat sich nach und nach an

uns gewöhnt; von wo es Befriedigung seiner Bedürfnisse erhalten hat, da sucht es sie mit nun stärkeren Sinnen von selbst auf; aber doch erklärt mir das nichts. Ich kann nur das Phänomen der geistigen Entwicklung constatiren, erklären nicht.

Wenn sie seit einiger Zeit schon zu Allem, mit Allem, was sie in die Hand nimmt oder in's Auge faßt, plaudert, so will sie sich mit den Gegenständen verständigen; wir thun nichts oder wenig hinzu, selbständig ist seine Beschäftigung mit der Außenwelt, dergestalt, daß es uns ganz vergißt, wenn es grade mit einem Dinge hantirt, und unser Rufen nicht hört. Der Geist sprudelt eben über; wer will den Quell mit den Armen aufhalten?

Auch die Hauptaffekte des Menschen sind schon in dem Kinde wach: die Ungeduld und ihr häßlicher Begleiter, der Zorn, das Behagen im Mutterarm und die klare Freude an Liebkosungen, der Verdruß, wenn nicht Alles nach seinem Wunsche geht, die Furcht, der wir so wenig als möglich Nahrung geben, alles dies läßt sich so deutlich an ihm erkennen, als wenn es sich in Worten ausspräche. Und wir sitzen da und schauen dem Wunder zu, das vor uns aufblüht, und können nichts thun als uns freuen und dem Gott des Lebens danken für das schöne Leben.

Das Wetter verzieht sich nach und nach, der Himmel heitert sich wieder auf, ihre Augen gewinnen die frühere Klarheit wieder, sie genest. Eine der Zerstreuungen, die ihr die Frauen während der Stubenhaft bereiteten, war, daß sie ihr vor einem Bilderbogen die Geschichte davon, eine

Idylle von freundlicher Melodie, vorsangen. Sie horchte nicht nur aufmerksam zu, sondern beobachtete auch ebenso aufmerksam die gemalten Figuren. Das war eine Zeit lang so fortgegangen. Da sitzt sie einmal, fern von dem Bilde, auf dem Schooße der Mutter, die ihr wieder das Lied vorsingt; kaum hat sie die zwei ersten Zeilen vernommen, so beugt sie ihr Köpfchen vor und guckt nach dem Bilde. Sie hatte also den Bezug des Liedes auf das Bild nach und nach verstanden, ihr Gedächtniß hatte es sich gemerkt. Was uns daran freudig überraschte, war die Selbständigkeit, die ihre geistige Thätigkeit entwickelte. Und in wenigen Tagen zählt sie erst acht Monate! Von Schulung ist noch keine Rede; vor acht Monaten war das kleine Wesen noch ein Wurm und jetzt entfaltet es in aller Freiheit schon die volle geistige Kraft. Nein, nichts irrt mich; der Geist ist so selbständig wie der Stoff.

Es folgt nun auch, wenigstens ahmt es nach. An dem Hornstiel, der die Puppe trägt, ist eine Pfeife. Wir haben ihm oft schon darauf etwas vorgepfiffen, aber niemals noch hat es das Spiel uns nachgemacht. Jetzt nimmt es die Pfeife, wenn wir sie weggelegt haben, von selbst auf und bläst hinein, bis es richtig einen Ton hervorbringt.

Ja, sollte man's glauben? Als man ihm wieder sein Lied vorsingt, singt es wirklich ein Paar Noten nach. Immer enger wächst es mit uns, mit der menschlichen Gesellschaft zusammen.

---

16. Januar. Wie soll ich's beschreiben? wie soll ich's sagen? Wer, dem noch kein liebes Kind erwachsen ist, fühlt die Freude, die wir heute gehabt haben? Und warum ist dies Ereigniß eigentlich ein Familienfest? Warum läuft man sofort zu Freunden und Verwandten, um es laut und jubelnd anzukündigen? Warum beschenkt man die Amme, die uns die frohe Botschaft überbringt? Ich weiß es wahrhaftig nicht. Zwar wird dadurch erst der Körper vollständig, zwar — aber wovon ist denn nur die Rede? fragt der unwissende Junggesell, der mir mit offenem Munde zuhört. Wovon? nun von dem — aber das Mutterauge, das diese Zeilen liest, hat es schon längst herausgelesen; hat die Glückliche nicht vor Freuden aufgeschrieen, als sie überrascht in süßem Schrecken den ersten Zahn im Munde ihres Kindes erblickt hat? Ja, heute ist der erste Zahn im Munde unsers Töchterchens zum Vorschein gekommen! Er war vielleicht schon gestern durchgebrochen, als wir das Zahnfleisch bluten sahen, aber erst heute ist er uns sichtbar geworden, und als es uns die Tante mit einem Freudenschrei verkündete, da war es ein Fest im Hause, daß die Lust und der Lärm kein Ende nehmen wollten. Aber, ich frage noch einmal, warum eigentlich? Freilich nun erst erhält das Gesicht seine feste Rundung; nun erst wird das kleine Wesen fähig, kräftigere Nahrung zu genießen, und nun erst ist sein Sprachorgan vollständig; das letztere namentlich ist von nicht genug zu erwägender Wichtigkeit, denn durch die Sprache erst offenbart sich der Geist, wird das Kind zum Menschen. Aber wer denkt in diesem Augenblicke an alles dies? Doch eben weil Niemand daran denkt, will ich es betonen und in's Gedächtniß rufen: mit den

Zähnen vervollständigt sich das Werkzeug des Geistes, das Sprachorgan, durch sie wird das Kind der menschlichen Bildung fähig, und darum ist der Tag, wo der erste Zahn erscheint, ein schönes Familienfest und die Freude über dieses Ereigniß eine so echt menschliche.

Uebrigens beobachte ich fortwährend die wachsende Mannigfaltigkeit der Laute, die jetzt das kleine Wesen hervorbringt. Unter den Consonanten hat sie schon, ohne sie jedoch regelmäßig zu wiederholen, das F, M, und vorübergehend das P und T, in Verbindung auch Gl ausgesprochen; die Grundvokale unsrer deutschen Sprache a, i, u hat sie ebenfalls vernehmen lassen, aber noch nicht die gedämpfteren Nebenvokale e und o. Jetzt nimmt sie minutenlang zwei Lautspiele vor, bald bläst sie in Einem fort, bald zischt sie. Die Folge davon ist die Bildung des w und des s. Offenbar übt sie sich Laute hervorzubringen; sie stimmt ihr Organ wie der Musiker sein Instrument.

Diese Uebung mag instinktmäßig d. h. hervorgelockt durch das natürliche Spiel von Zunge, Hauch und Lippe vor sich gehen, bei einer andern Uebung hat sie selbständigen Willen gezeigt. Wir geben ihr bei Tische oft einen Apfel zum Spielen auf den Teller, damit sie uns ruhig essen läßt — übrigens hat sie einen ungemeinen Appetit danach, läßt alles andere liegen und schreit nach einem Apfelschnitt, sobald sie uns einen schälen sieht; fast möchte ich wirklich an Eva's Lüsternheit im Paradiese wie an ein wirkliches Ereigniß glauben, denn dieses Verlangen des Mädchens nach dem Apfel sieht ganz wie

eine angeerbte Schwäche, wie eine „Erbsünde“ aus. — Nun, heute Abend hatte ich sie beim Nachtisch auf dem Schooße und ließ sie mit dem Apfel spielen; sonst schiebt und rollt sie ihn hin und her, ihr kleines Händchen kann die große Kugel noch nicht fassen. Heute aber — der Apfel war wohl etwas kleiner — bemüht sie sich sichtbar ihn festzuhalten und in die Höhe zu heben, noch ist ihre Kraft zu schwach für diese Last und der Apfel entgleitet ihr oft, aber sie läßt sich die Mühe nicht verdrießen, sie versucht es immer wieder auf's Neue, und als sie endlich die Schwierigkeit besiegt hat und den Apfel frei in der Hand hält, betrachtet sie ihn eine Zeit lang mit einem herzigen Lächeln, das ihre Freude über das Gelingen ihrer Anstrengung ausdrückt.

Ja freue dich, mein Kind; du hast Ausdauer gezeigt und mit immer neu angestrengter Kraft über die Schwierigkeit triumphirt, deiner Arbeit ist ihr Lohn geworden. Laß dir das eine Lehre sein für dein ganzes Leben; möge dich nichts, weder Mühe noch Gefahr, von deiner Arbeit, von der Erfüllung deiner Pflicht abhalten. Die Mühen des Kampfes begleitet das süße stolze Gefühl unsrer Kraft und diese wächst, wofern du nur Ausdauer zeigst, im selben Maße als jene abnehmen, bis sie endlich vor deiner Ueberlegenheit erliegen. Dann verklärt das Lächeln des Sieges dein Antlitz und auf den Kampf folgt die erquickende Ruhe. Denn nur nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Unser ganzes Leben aber ist ein steter Kampf, eine unablässige Arbeit; darum wappne dich, mein Kind, bei deinem Eintritt in das Leben mit Ernst und Ausdauer, übe früh und immerfort deine Kraft, damit dir keine

Arbeit zu sauer, keine Pflicht zu schwer wird. Ein schlechtes Leben nimmt ein schlechtes Ende; wer aber gut gelebt hat, der blickt einst mit freudigem Lächeln auf seine Laufbahn zurück. War ihm das Leben rauh gewesen, so darf er sich mit stolzem Bewußtsein sagen: ich war größer als mein Schicksal! Und hat ihn das Glück aus seinem Füllhorn mit Gaben überschüttet, so darf er zu dem Glücke sagen: ich bin dir ebenbürtig! Und wenn er sich dann niederlegt zur ewigen Ruhe und seine Züge zu starr werden, um noch lächeln zu können, dann wird ihm die Siegesfreude aus den Thränen entgegenblinken, die seine trauernden Ueberlebenden an seinem Lager weinen, und der Kranz, mit dem sie seinen Sarg schmücken, ist dann sein Erndtekranz.

Eine alte Scene erneuert sich wieder. Die Tante hatte die Kleine auf dem Schooße, diese ließ die Puppe fallen, mit der sie spielte. Da sagt die Tante zu ihr: „Garstiges Kind, was machst du da?“ und giebt ihr einen kleinen Schlag auf die Hand, aber einen Schlag, der nur ein Wink war. Sofort fängt das Kind an zu weinen. Es begreift also, daß es etwas Unrechtes gethan hat; es fühlt wenigstens, daß man nicht zufrieden mit ihm war. Wie aber geht die Ideenverbindung in seinem zarten Köpfchen vor sich, da es doch unmöglich jedes Wort der Rede schon versteht? Das ist eben das Geheimniß des geistigen Lebens, dem ich nachspüre.

Hier war ein Anstoß gegeben; aber bald darauf zeigt sich dieses Leben selbständig. Wir saßen bei Tisch; ich, in Gedanken vertieft, hatte mich umgedreht und

schaute in eine Ecke. Da wurde die Kleine, die mir gegenüber saß und gewohnt war mir in's Auge zu sehn, nach und nach laut, sie brach in Schreien aus, die alle Betonung eines Rufes hatten und beruhigte sich nicht eher, bis ich mich wieder umkehrte und sie ansah. Da lächelte sie mir zu. Sie hatte mich sehen wollen. Es ist ein bedeutender Schritt vorwärts, wenn der Wille den Menschen bestimmt.

Dabei besinne ich mich, daß sie schon angefangen hat, sich an die Personen zu fesseln, sie zu unterscheiden. Nach den Diensten, die sie von einem Jeden erhält, schließt sie natürlich auf die Stellung, die man zu ihr einnimmt. Es ist z. B. eine ganz eigene Art, mit der sie dem Dienstmädchen begegnet. Im Anfang ist Alles nur Gewohnheit, aber sie wird sich des Einzelnen doch allmälig bewußt. Es ist wie der Frühnebel, der alle Gegenstände verhüllt und aus dem sie nach und nach hervortreten.

Da der Wille erwacht ist, so muß ihm auch ein Ziel gesetzt werden, damit er sich üben kann. Wir bemerkten, daß unser Kind, das im Laufkorbe stand, nach einem bunten Stoffe Lust hatte; wir hielten ihm denselben vor, und ließen es danach laufen. (Sein Laufen ist in der Regel noch ein Vorwärtsschieben). Es mußte ein Paar Mal die kleine Anstrengung machen, ehe es das Begehrte erhielt.

Halb war es ein Kinderspiel und doch liegt darin ein Abbild des ganzen Menschenlebens. Wir Alle sind nur große Kinder und laufen nach lockenden Zielen.

Sie fängt an die einzelnen Kräfte vereinigt zu üben; sie singt und ballt dabei die Hand im Takte.

Bei der Bildung der Sprache ist noch eine andere geheimnißvolle Macht thätig, die von uns ausgeht. Man spricht zu ihr sie versteht noch nichts und doch spricht man, als ob sie es verstände; gerade durch diesen unsern festen Glauben prägt sich unser Wort mit seinem Sinn in ihren Geist ein.

Wie sie nach und nach sich in die Familie hineinfühlt und lebt! Man führt sie gängelnd zu mir an die Thüre, sie thut es halb ernst lächelnd, sich des Zieles bewußt, und als sie ankommt und ich sie auf den Arm nehme, drückt sich in ihren Zügen die Zufriedenheit mit sich aus.

Sie warf bei Tisch die eingemachten Früchte um, da wurde sie roth. War es aus Schreck? Doch war ihr Blick mehr verlegen. Fühlte sie, daß sie einen Verstoß begangen hatte? Fühlt sie es von selbst, ohne daß Jemand ihr eine Andeutung von dem Unpassenden gegeben hat, so ist dies eben in Folge einer geistigen Thätigkeit; etwas Ursprüngliches, Selbständiges hat sich in ihr offenbart.

Es war das erste Erröthen. Sokrates nannte es die Farbe der Tugend, auch als Farbe der Reue bleibt es dies.

Holde Röthe der Schamhaftigkeit und Sittsamkeit, blühe immer auf den Wangen meiner geliebten Tochter; laß dich nie durch deine ernstere Schwester vertreten!

Sie wurde heute über den kleinen Vorsaal weg bis in's Cabinet zu mir geleitet; innerhalb der engen Wohnung macht sie ihre erste Wanderung, wie jeder Mensch. Wer, der später die ganze Welt durchreist, denkt noch daran? Aber der zärtlich sorgende Blick des Vaters durchmißt schon im Geiste die ganze Lebenswanderung seines Kindes.

Ich war verdrießlich; da ruft sie, mit der Absicht mich aus der üblen Stimmung aufzuwecken, ein gellendes He!, das erste e, das ich von ihr vernahm; sie schien ungeduldig, von mir vernachlässigt zu sein, griff nach mir und zupfte mich. Das Kind will nur lieben und geliebt werden.

Und wir? man betrachtet sie und wird nicht satt sie hantiren zu sehn.

Gefühlvoll und theilnehmend ist das kindliche Alter. Sie weint und schluchzt, weil sie ein andres Kind weinen hört; sie will nicht, daß Andern weh geschehe.

Der Grübler sagt es, aber wo wird eine Mutter es zugeben, daß das Kind böse zur Welt kommt?

Es ist ein schöner Februartag, die Mutter ist mit ihr auf die Promenade gegangen, auf einer Bank ruht sie aus und läßt das Kind vor sich nieder. Zum ersten Mal spielt dies auf dem Boden mit dem Sande, es nimmt Besitz von der Erde!

Es zeigt sich nun in ihr eine immer wachsende Fülle von Bewegung, das Gefühl wird immer reger, das

Verständniß immer lebhafter. Sie versteht immer, wenn man sie tadelt, auch wenn der Ton nicht hart ist. Diese Thätigkeit ihres Geistes, noch ehe sie selbst spricht, hat etwas Geheimnißvolles; ich erschrecke fast darüber: ein unbekannter, unbegreiflicher Geist, ein Geist im Sinne des Aberglaubens, der aber doch nur der Geist an sich ist, sitzt mit uns bei Tische, belauscht uns, versteht uns und sagt doch nicht, was in ihm vorgeht.

Die Mutter sagt zu ihr, da sie die grünen Salatblätter in den Mund nimmt: „du mußt das nicht thun, Papa will es nicht.“ Bei diesem Worte sieht mich das Kind an; man ist wie erschrocken, noch Niemand hat ihr das Wort mit Bedeutung ausgesprochen, es ihr verständlich zu machen gesucht, und doch ist es ihr klar. Wir wollen uns der Sache vergewissern und die Mutter wiederholt das Wort mit Betonung, ohne mich aber anzusehn: „Sieh 'mal hin zu Papa, du wirst sehen, daß er es nicht will.“ Sofort sieht sie wieder zu mir her, und ebenso als die Tante sie dann wieder fragt: „Wo ist Papa?“ Es ist das erste Wort, von dem sie zu verstehen giebt, daß sie es verstanden hat. Ich bin beglückt und lächle sie fröhlich an.

Das volle Verständniß wird aber darum bald gewünscht, weil man dann hofft, daß der „Verstand“ alsdann die Affecte beherrscht und zügelt. So wollte sie heute das Fläschchen haben; es zerbrach, man konnte es ihr nicht geben und nun schrie sie.

So geht es in einem verwandten Falle auch den Erwachsenen; kommen sie in ein fremdes Land, dessen

Sprache sie nicht vollständig verstehen, so gibt es oft Scenen der Ungeduld oder des Streites, weil das gegenseitige Verständniß fehlt; nur aus diesem entsteht die Verständigung und Eintracht.

Sie war heute Abend sehr munter gewesen, dann hatte sie sich auf dem Schooß der Tante von der Mutter und mir necken lassen; das gefiel ihr, sie fing an mich wieder zu necken und sah sich von Zeit zu Zeit nach mir um, damit ich wieder anfinge, endlich wurde sie müde, sie sah sich wieder um, da sagten die Frauen: „Jetzt sagt sie zu ihrem Köpfchen für sich: es ist zum letzten Mal.“ Gewiß errieth sie und dachte sie sich die Worte, sie sah sich nicht wieder um.

Noch küßt sie uns nicht selbst, läßt sich nur küssen, aber sie meint es schon gut, öffnet den Mund und reicht uns die lieblichen Lippen.

Nein, es ist keine Koketterie, es ist Geschmack am Schönen. Man probirt ihr das weiße Kleid an, sie sieht sich im Spiegel und bricht in ein leises sanftes Ah! der Bewunderung aus. Warum gefällt es ihr eben im Salon? Weil die schöneren Möbel, die Gemälde ihren Schönheitssinn reizen.

Der Geschmack ist natürlich; darum soll man ihn in den Kindern nicht durch Zerrbilder und Ungethüme verderben. Die Erwachsenen haben oft einen verdorbenern Geschmack als das natürliche Kind.

Eine Taube hatte sich einmal an unser Fenster ver-

irrt; sie hatte sie gesehen und uns davon sprechen hören, unter uns, nicht zu ihr. Da fragt man sie heute, wo die Tauben sind und ruft: „Täubchen! Täubchen!" Sofort dreht sie den Kopf nach dem Fenster. Sie achtet also auf das Gespräch der Andern und faßt es auf.

Daß neulich nicht Koketterie sie erfüllte, sahen wir heute, als man die Toilette zu einer Abendgesellschaft bereitete. Sie hatte nur ein stetes Ah! und es war doch nicht ihr Anzug, aber sie unterschied mit Geschmack, mit Wohlgefallen am Schönen.

Das Schönheitsgefühl wird viel zu wenig gepflegt und beachtet, es fördert die sittliche Bildung oft mehr als pedantische Moral und Predigt und sollte daher als ein mächtiger Hebel zur Erziehung benutzt werden. Der sogenannte Anschauungsunterricht nimmt einige Rücksicht darauf, aber im Allgemeinen geschieht es noch sehr oberflächlich. Die ästhetische Erziehung, wie Schiller sie nannte, sollte mit der ethischen zusammenfallen. Auf der Stirn des „schönen Menschen", wie ihn die Griechen in ihren Göttergebilden darstellten, lacht auch der sittliche Adel.

Sie wird geselliger, menschlicher (Aristoteles nennt ja den Menschen ein geselliges Thier). Bisher ist sie despotisch selbständig gewesen, alle Beziehungen zur Außenwelt existirten nur ihretwegen, sie begriff noch nicht das Wechselseitige des Lebens. „Ich bin, ich lebe", war ihr Gedanke; jetzt ruft sie uns und freut sich der Gegenseitigkeit.

Der Anblick dieses jungen vollkräftigen Lebens, das keinen andern Genuß kennt als die Freude am Leben selbst, erfrischt das mürrischeste lebenssatteste Gemüth. Ich war verstimmt durch mancherlei Last und Enttäuschung, ärgerlich durch mancherlei Widerwärtigkeit; bei dem Anschauen dieser blühenden, jubelnden, tobenden Kinderlust vergaß ich Alles und badete meine Seele in dem frischen unerschöpflichen Lebensstrom, der ohne Quell und ohne Mündung uns Alle trägt.

Was ist das Kind? Nun es da ist, ist es als wäre es immer da gewesen, und vor einem Jahre war noch Nichts. Man kann sich nicht denken, daß es nicht sei, es ist unwiderruflich mit dem Leben verwachsen; Nichts kann bewirken, daß es in das Nichtsein verschwinde. Es lebt, und sein Dasein ist für die Ewigkeit in das Buch des Lebens geschrieben. Wunderbares Räthsel, Kinderauge, aus dem uns ein denkendes Wesen, eine Seele anspricht, was bist du?

Du bist ein Stern mehr unter den unzähligen, der am Himmel auftaucht; solange die Sonne leuchtete, sahen wir ihn nicht; nun sie verschwunden, tritt er nach und nach mit den andern aus dem unergründlichen Abgrunde des Weltraums vor uns auf und durchleuchtet die Unendlichkeit mit seinen Strahlen, seinen Blicken.

So eben haben wir wieder in aller Demuth gelernt, daß wir von den Kindern zu lernen haben. Wie belehren sie uns über das richtige Maß! Um ihr einen Spaß zu machen, setzten wir uns Krebsnasen auf, sie

aber hatte Furcht vor dieser Entstellung und weinte; sie liebt das Häßliche nicht.

Warum giebt man den Kindern Carrikaturen zu Spielzeugen? Man verletzt oder verdirbt ihren Geschmack; sie lieben nur das Schöne und Natürliche. Die Kinder sind nie kindisch, nur wir sind es.

Die Lust, das Leben eines Kindes zu sehen, wird durch neue Bilder in mir genährt. Sie spielt mit Kugeln, man läßt sie vor ihr auf dem Boden rollen, sie macht es nach und läßt sie fallen, statt wie andre Sachen in den Mund zu nehmen.

Sie tanzt auf dem Arme des Kindermädchens; man macht plastische Bewegungen mit gehobenem Arm; sie ahmt sie ungeheißen nach.

Heute hat sie den ersten Teller zerbrochen, indem sie ihn vom Tische warf. Das war eine Lust! Oder glaubt ihr etwa, man wäre böse darüber geworden? Nein, gelacht haben wir aus vollem Herzen. Und ist nicht, was mein ist, auch ihr? „Mein Dutzend hat nur elf", sagte der glückliche Gatte der „Frau Professorin" (in Auerbach's Novelle), als er sich zum ersten Mal in seiner neuen Haushaltung zu Tische setzte.

Ist aber der Zerstörungstrieb der Kinder nicht auch ein Naturgesetz des Fortschritts und des Lebens, wofern er nur nicht ausartet? Sie wollen neu bauen, weiter bilden.

Sie hat schon das Kindermädchen angerufen, wenn

dasselbe früh zu ihr in's Zimmer trat. Heute früh sagte die Tante zu ihr: „Rufe doch die Mama!“ Bei der zweiten Aufmunterung giebt sie, die sonst beim Erwachen laut schreit, einen leisen Ruf von sich. Sie hat es dann auf die Aufmunterung mehrmals wiederholt.

Ehe sie Worte sprechen lernt, lernt sie Eigennamen.

Ein allerliebstes Begegnen. Auf der Straße erkennt sie ein dreijähriger Knabe wieder, der mit ihr auf der Promenade gespielt und sie in kindlicher Freude geküßt hat. „Mutter, sie ist's!“ ruft er fröhlich aus.

Also, man hat Freude an dir, du kleines Ding! das freut auch deine Eltern. So sieht man aber auch schon das neue Geschlecht heranwachsen, das uns künftig vertreten, verdrängen wird.

Heute nach monatelanger Unterbrechung hat sie wieder ganz unwillkürlich einen kleinen Satz von mir nachgeplaudert.

Ich vergleiche den Gang der Natur mit der Ausbildung des Kindes in der Schule, wie sie heutzutage fast überall gepflegt wird. Wie langsam, wie besonnen geht die Entwicklung in der Natur vor sich; wie lange währt es, ehe das Kind die Laute bilden, ehe es nun gar sprechen lernt! Wie hastig, wie maßlos verfährt dagegen, in den höheren Schulen, der Unterricht. In aller Eile sucht man das junge, selbst noch in der Ausbildung begriffene Gehirn mit allerlei Kenntnissen vollzustopfen, deren Tragweite die unerfahrene Jugend noch nicht ermißt. Wie man lernen soll, das zu lehren ist

die Hauptsache, ist das Fundament des Unterrichts; die Zahl der Kenntnisse zu vermehren wird dem Reiferen, dem Erwachsenen leichter als dem jungen Schüler, der vielleicht in der Studirstube versiecht, ohne am Sonnenuntergang sich erquickt zu haben, und der vielleicht erst gegen Mitternacht erschöpft sich in's Bett legt, ohne einen erhebenden Blick zum Sternengewölbe geworfen zu haben. Treibhauspflanzen erziehen die Schulen neben den frischen Rosen und Eichen im großen Garten der Natur.

Und wieviel betragen zuletzt diese Kenntnisse, denen zu Liebe das Wachsthum der Jugend geopfert worden ist, neben der Summe alles dessen, was zu erlernen wäre? Im Grunde doch nur wenige Pfennige neben den Schätzen gesunder Lebensbildung und Erfahrung. Nehmt die berühmtesten Gelehrten, die in den Specialfächern der Wissenschaft glänzen; außerhalb ihrer Specialität sind sie oft äußerst unwissend.

Man hat in neuerer Zeit versucht wieder in die Spuren der Natur einzulenken, mit dieser Absicht suchte sich Fröbel der Kinderwelt zu bemächtigen; aber im Allgemeinen hat man sich von den großen Grundsätzen des vorigen Jahrhunderts weit entfernt, ist auf schlimme Abwege der Pedanterie und der Unnatur gerathen, und was das Schlimmste ist, nicht nur das Geschlecht der Knaben ist gefährdet, sondern auch das der Mädchen. Die Dictirwuth mancher Pensionate ist ungeheuer.

Die treuen Töchter der frommen Natur sollen die Frauen bleiben! Schiller's Worte werden zu wenig beherzigt. Diese Unnatur droht auch meinem Kinde Gefahr und darum erhebe ich meine Stimme.

Sie ist wieder krank, liegt im Fieber, ernster als vorher. Neue Angst bewegt unsre Herzen. Du, Junggesell, scheust zurück vor den Sorgen und Mühen des Familienvaters und doch, wenn du einmal diesen Namen führst, wie hängt deine Seele an dem Kinde, wie zitterst du bei dem Gedanken, es zu verlieren!

Ich bemerke wieder, daß die Krankheit ihr geistiges Wesen (der Realist wird sagen: ihr Nervensystem) feiner stimmt; sie ist empfindsam wie eine Sensitive, sie bricht von selbst in artikulirte Laute aus, als wollte sie sprechen, ja sie antwortet jetzt. Wenn man sonst z. B. zu ihr sagte: „rufe die Mutter", so sprach sie dieselben Worte nur nach, freilich in gebrochenen Lauten. Jetzt redet sie die Aufforderung nicht mehr nach, sondern sie nennt nur den Namen der Mutter, und wenn auch die Consonanten nicht deutlich sind, so spricht sie doch die Vokale des Namens deutlich aus.

Es ist das Zahnfieber, dasselbe entwickelt oder begleitet ja auch die Bildung der Sprachwerkzeuge.

Ich habe ein schönes Wort vernommen, Gott vergelte dir's, gutes Mädchen! Unter dem Schlafzimmer der Tante, die unser krankes Kind bei sich hat, schläft Fräulein J., ein holdes anmuthiges Wesen von vortrefflichem Herzen. Dem armen Mädchen wird oft der Schlaf durch das Schreien der Kleinen verdorben, heute sagte sie zu einer Dame im Hause: „das kleine Kind hindert mich gar oft in der Nacht am Schlafen, aber ich beklage mich nicht, denn die Dame, die sie wartet, ist noch viel mehr zu beklagen."

Wäre meine Frau nicht krank, sie hätte dich geküßt. Aber Gott wird dir das gute Wort vergelten.

Gott! Der Name drängt sich mir unwillkürlich wieder auf, jetzt, wo der Streit um Stoff und Geist, der in Deutschland zu verlöschen beginnt, in Frankreich wieder aufgenommen wird. Ich spreche nicht zu den Gläubigen, welcher Religion, welchem Bekenntnisse sie angehören mögen; für sie ist kein Zweifel. Ich kann auch darum nicht zu ihnen sprechen, weil sie über das Wesen der Gottheit verschieden denken und ich auf ihren Streit nicht eingehen will. Ich spreche nur zu denen, die, wie die französischen Positivisten, nur das mathematisch Definirbare annehmen, die alles Phänomen des Lebens auf Kraft und Stoff zurückführen. Warum ich an diesem Namen festhalte, den sie über Bord werfen, weil es für sie nur ein Name ist? Weil er das allumfassendste Wort ist und mir wie ein Ideal vorschwebt, dem ich nachstrebe. Ich sehe die Unendlichkeit des Weltstoffs und habe einen Namen dafür; ich erkenne aber auch das Fragmentarische des geistigen Lebens, das mir nur in einzelnen Individuen erscheint, die als Bruchstücke den vollkommenen Geist nur unvollkommen bekunden. Die Vollkommenheit des Geistes nenne ich Gott. Und wenn der Weltstoff sich sichtbar unendlich vor mir ausdehnt, so sollte ich an der Wirklichkeit des vollkommensten Geistes zweifeln? Das wäre blöde Thorheit.

Ihr nennt es mystisch, wie das mystische Wesen der Seele, von der eure Gegner keine feste Definition zu geben wissen und die ihr nur eine Abstraction der Gehirnsthätigkeit nennt. Ich leugne nicht, daß ich darin

etwas Geheimnißvolles noch ahne. Aber habt ihr selbst schon den tiefsten Grund, den faßbaren Kern des Welträthsels unwiderlegbar erforscht? Nein! Eben darum halte ich mich an das Wort, das mir sagt: Du weißt noch nicht Alles, strebe weiter, strebe der Vervollkommnung nach.

Uebrigens kam kürzlich in Paris bei diesem Streit das Wort „Seele" den angegriffenen Medicinern ebenfalls unwillkürlich auf die Lippen. Was ist die Seele? Unsere deutsche Sprache hat eben nur ein Bild gegeben: Saiwala, das bewegte Meer, ganz wie die Worte Muth, θυμός, animus, auch im Grunde nur Bewegung bedeuten. Aber als Ich, als Individualität gewinnt die Seele Körper und sichtbare Existenz.

Eine Erinnerung aus meiner Studienzeit. Ludwig Feuerbach schrieb in Bruckberg am 28. Januar 1842: die Sprache ist das Kriterium, wie hoch oder wie niedrig der Grad der Bildung der Menschheit sei. Der Name Gottes ist nur der Name dessen, was dem Menschen für die höchste Kraft, das höchste Wesen, d. h. für das höchste Gefühl, den höchsten Gedanken gilt.

Er sagte ferner allerdings: „die Philosophie muß sich wieder mit der Naturwissenschaft verbinden", aber er fügte sofort hinzu: „die Naturwissenschaft muß sich mit der Philosophie verbinden." Der Gedanke, der Geist muß die Wissenschaft der Materie durchdringen und leiten. „Ich denke, folglich bin ich", sagte der Begründer der modernen Wissenschaft.

Von diesem Gedanken beseelt, wählte ich beim Eintritt meines Kindes in die Gesellschaft als seine Zeugen

einen Landschaftsmaler und einen Professor der Philosophie. Die beiden höchsten Offenbarungen des göttlichen Genius, die Kunst und der Gedanke, schwebten segnend über deiner Wiege, meine Tochter, sei immer ihre fromme, reine Priesterin!

Ich lege das heilige Wort „Gott" als die Perle aller menschlichen Sprache auf die Lippen meines Kindes, daß es auf den Grund seines Herzens falle und sein Wesen durchgeiste. Es ist weder ein heidnisches noch ein christliches Wort, es gehört keiner der Religionen besonders an, es ist ein echt menschliches Wort. Der Apostel Paulus hat es dem vorchristlichen griechischen Dichter entlehnt, der es vielleicht von einem alten Inder überkommen hatte, und es wird fortleben mit der Menschheit und immer reiner, glänzender und klarer uns vorleuchten auf der Bahn der Weltgeschichte. Das um die Wiege der Menschheit geflüstert hat, es ist der Spruch des Lebens und der ewigen Wahrheit: denn in ihm leben, weben und sind wir.

Ein Freund schreibt mir von dem Tode seiner Schwester; am selben Tage hatte ich einen Freund begraben, der Freunde viele habe ich schon in's Grab sinken sehen; der Tod hält reiche Erndte um mich. Da stehe ich am Bett meines Kindes, das wieder genest, und singe den Hymnus des ewigen Lebens. Nur für den einsam Lebenden hat der Tod Schrecken, auf dem Herde der Familie loht die Flamme des Lebens. Und wenn auch das Licht meiner Augen verlischt, ich bin nicht todt. In meinem Kinde lebe ich fort, lebe ich fort.

Daß sie mich nicht vergißt, habe ich eben erfahren. Ich war verreist, man frug sie: wo ist Papa? Da sah sie sich um und suchte mich mit bangem Ausdruck im Gesicht.

Wie der Vater den Kindern etwas mitbringt, so hat sie mich diesmal mit einer Freude überrascht, sie hatte bei meiner Rückkehr einen Zahn mehr. Auch zeigen ihre Sprechversuche nicht nur mehr Fertigkeit, sie wiederholt auch hartnäckig bestimmte Laute; scherzweis ihr vorgesprochene Sylben behält sie im Gedächtniß und spricht sie nach einiger Zeit von selbst wieder nach.

Das Saugfläschchen hat sie schon gelassen und trinkt aus Tasse und Glas. Heute nun zum ersten Mal nimmt sie den kleinen Kaffeelöffel beim Essen an, um ihre Bratenbrühe zum Munde zu führen. Freilich verfällt sie dann wieder in ihre alte Gewohnheit, sich der Hände zu bedienen, wie einst die Freier der Penelope. Ja, so langsam ist der Fortschritt der Menschheit. Für das Kind ist es eine Unreinlichkeit, von der man dasselbe zu entwöhnen sucht, und wie lange, lange haben die Helden der Geschichte weder Löffel noch Gabel gekannt!

Sie wirft jetzt Kußhändchen. Das ist ihr anerzogen worden. Zuerst gewöhnte man sie durch das Beispiel und dann durch Führung ihrer Hand, jetzt hat sie es begriffen und thut es auf das bloße Wort; doch ist sie nicht immer bei Laune, zumal wenn ihre Aufmerksamkeit durch andere Gegenstände gefesselt ist.

Wie könnte es auch anders sein! Ehe der Mensch sich

einzufriedigen vermag, ehe die traute Häuslichkeit ihn fesselt, will er die Welt durchschweifen, und in verwandtem Verhältniß sagt Schiller: Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück. So will auch das Kind erst Alles kennen lernen, ehe es sich liebend wieder auf die nächste, traute Umgebung beschränkt.

Ich ergänze hier eine frühere Bemerkung, wonach der Eifer Kenntnisse zu erwerben, zu gering angeschlagen schien. Reichthum an Kenntnissen adelt den Menschen, durch die Erkenntniß der Welt tritt der Mensch Gott näher. Nur das voreilige, zu hastige Ueberfüllen der Jugend mit Unterrichtsstoff, das auf Kosten der übrigen Theile des Organismus geschieht, dies ist zu verwerfen.

Aber der Besitz von Kenntnissen allein ist auch nicht das Ziel, das der Mensch sich zu stellen hat. Abgesehen davon, daß auch der Gelehrteste immer ein Halbwisser bleibt — denn unser Wissen ist Stückwerk —, ist die größte Gelehrsamkeit nur todtes Gestein, wenn die sittliche Kraft sie nicht verwerthet, wenn das Genie sie nicht zu künstlerischem Schmuck umgestaltet. Dem Genie aber, sagt Lessing, ist es erlaubt, Manches nicht zu wissen, und doch ist sein bildender Einfluß größer, als der des Gelehrten.

Die Ausbildung der sittlichen Kraft aber ist die Sache der Erziehung, und in der Ungleichmäßigkeit von Erziehung und Unterricht besteht eben die Schwäche unseres Schulwesens, nur zu oft artet die Erziehung in Dressur nach sogenannten Reglements aus. Das geniale griechische Volk, so weit es auch von dem edlen Ziele entfernt blieb, hatte im Ganzen doch eine idealere Auf-

fassung von der Erziehung. Zu der schönen, natürlichen Harmonie, die das Hellenenthum erstrebte, fügte das Christenthum in seinem weltversöhnenden Charakter, mit dem es damals auftrat, die wahre Beseelung; es gab die Liebe hinzu, und die Liebe ist die größte unter den drei Grundtugenden.

Aber welche Liebe vermag mehr über das Kind, für das Kind, als die Elternliebe. Nun ist es zwar eine Sache der Unmöglichkeit, daß Eltern die ganze Bildung ihrer Kinder d. h. Erziehung und Unterricht vollenden, die Kinder gehören auch später nicht blos der Familie an, sondern auch der Gemeinde, dem Staate, und zu dieser weiteren Stellung bereiten sie sich in der Schule vor, wo sich die künftigen Staatsbürger, die einst an unsere Stelle treten werden, kennen lernen. Aber hier werden in der Regel nur diejenigen Lehrer die Eltern glücklich vertreten können, die selbst Väter sind. Auf den Bildungsstätten unserer Lehrer werden denselben treffliche Verfahrungsregeln erklärt und mitgegeben, die Pädagogik ist sogar in Deutschland zur Wissenschaft erhoben worden, wie wir denn Alles wissenschaftlich zu betreiben versuchen, wo sich andere, leichtblütigere oder ursprünglichere Völker dem glücklichen Instinkt überlassen. Aber in der abstracten Höhe des metaphysischen Gedankens ist es kalt, wie in der verdünnten Luft der höhern Regionen, zu denen sich die Luftschiffer erheben. Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert, sagte Paulus schon vor achtzehnhundert Jahren, und es bleibt ewig wahr, was er sprach, und kein Fanatiker des Unglaubens, kein Prediger des Materialismus vermag das Wort wegzublasen mit dem Hauch seines Mundes:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“

Sie war heute zum ersten Mal mit der Mutter auf dem Gemüsemarkt, natürlich fast immer getragen; eine Verkäuferin gab ihr einen Fliederzweig in die Hand, sie hat ihn in der Hand bis nach Hause mitgebracht. Hier reicht sie ihn uns von selbst an die Nase, weil sie bemerkt hatte, daß wir daran riechen. Ja, das scheint uns etwas ganz Natürliches, aber welche ursprüngliche Thätigkeit des Gedankens mußte in dem Kinde vorgehen, das dies zum ersten Mal thut!

Doch welcher Duft würzt unser Dasein süßer als die Anmuth, die von unserm Kinde ausgeht, es ist die schönste Blume selbst. Mahlmann sang so lieblich:

Kinder sind Blumen,
Die der Gärtner liebt;
Zu ihrem Gedeihen
Warmen Sonnenschein
Der gute Gärtner giebt.

Ihrer Unschuld Lallen
Ist der Engel Gefallen;
Ihr Auge, so rein,
Blickt in die Welt hinein,
Sieht überall Blumen und Sonnenlicht;
Ihr guten Engel, verlaßt sie nicht!

Der würzige Flieder duftet überall, der Frühling ist wieder gekommen. Wir haben es kaum bemerkt. War nicht der ganze Lenz mit unserm Kinde in unsre

Häuslichkeit eingezogen? War sein Gelalle für uns nicht Lerchengesang und Nachtigallschlag? Leben wir uns nicht Alle in seinen Lebensfrühling mit hinein, daß wir wieder jung werden und Kind, wie es selbst? Ja, in der Ehe, am häuslichen Herde lacht uns die ewige Jugend.

Bei dem rastlosen Treiben, das jetzt in der Werkstätte der Natur waltet, findet die Lehre von Kraft und Stoff willigere Ohren. Da ist denn eine Stelle am Platze, die ich dem französischen Philosophen Caro entlehne. (Der heutige Materialismus ist nur eine neue Auflage des französischen vom vorigen Jahrhundert; es ist daher ein gutes Zeichen, wenn sich aus Frankreich selbst Stimmen dagegen erheben). Caro sagt: „Wenn der Mensch das eigenthümliche Vorrecht hat die Reihenfolge der physischen Thatsachen umzuwandeln, indem er seine freie Handlung darin einfügt, und dadurch, nicht die Quantität, sondern die Richtung der Bewegung zu ändern, ist dies nicht für uns gleichsam ein erstes Symbol dessen, was die Art der Thätigkeit einer übersinnlichen Ursache sein kann, die auf eine unendlich beweglichere Weise an die großen Federn der Weltmaschine rührt und der Bewegung, ohne deren Gesetze zu verletzen, ja selbst in vollkommener Uebereinstimmung mit ihnen, unmerkliche Veränderungen der Richtung aufdrückt, woraus die größten Wirkungen, z. B. die auf einanderfolgenden Acte der Schöpfung, hervorgehen?"

Ein andres Mal sagt Caro: „Die organische Welt ist unerklärbar ohne die Annahme eines Endzwecks; eine

Thatsache wie der Organismus setzt den Endzweck außer Zweifel.“

Ein solcher Gedanke heiligt die Liebe des Vaters zu seinem Kinde, wie er den Menschen überhaupt heiligt, in dem altjüdischen, wie in dem allgemein sittlichen Sinne. Die materialistische Lehre von Kraft und Stoff dagegen wischt allen Seelenadel von der menschlichen Stirn.

Ein Mensch, der kein geistiges, sittliches Ziel vor Augen hat, welkt wie der Grashalm, der das Spiel jedes Lufthauches ist, oder wandelt in der Irre wie das Thier, das nichts kennt und nichts thut als die Befriedigung seiner täglich sich erneuernden Bedürfnisse.

Darum bedenke, mein Kind, daß dir ein Ziel gesetzt ist, dem du nachzustreben hast, das dir unverrückt vorleuchtet auf deiner Lebensbahn, hell wie das Auge Gottes. Du wirst auf dem Pfade dahin diejenigen finden, die dir das Liebste auf Erden sind, deine Mutter und deinen Vater; weiche nicht ab von diesem Pfade, damit du immer mit ihnen vereinigt bleibest. Auf ihm wandeln alle Guten, alle Edeln; wie wir unter uns, so bilden sie Alle mit uns nur Eine große Familie, der Vater Aller aber ist Gott. An ihn glaube.

Siehst du, und heute warst du ungehorsam, heute zum ersten Mai. Die Mutter gebot dir etwas, da hattest du deinen eigenen Willen und machtest mit Kopf und Hand eine entschieden ablehnende Bewegung. Wir haben darüber gelacht, zum ersten Mai kann man schon etwas verzeihen, und du verstehst es eben noch nicht. Aber wenn dein Verstand reifer sein wird, werden wir

auch das Verständniß der Pflicht in dir zu entwickeln haben.

Eine Blume ist schön, aber reizender ist ein ganzer Blumenstrauß; schmückt sich im Mai nicht Wald und Wiese mit Blumen ohne Zahl?

Ein Töchterchen ist schön, aber reizender sind Schwestern; liebend irrt der Elternblick von der einen zur andern.

Man hat ihr ein Schwesterchen versprochen, und um sie im Voraus daran zu gewöhnen, sie schon im Voraus dies lieben zu lehren, giebt man ihr eine Puppe. Man sagt ihr Abends: „Küsse deine Puppe!“ Sie begreift das Wort und thut es; so wird sie einst ihr Schwesterchen küssen. O wie schön ist es, wenn Geschwister einträchtig zusammenleben!

Nun wirft sie auch auf unsere Bitte Kußhändchen aus. Die Familie bildet sich immer vollständiger.

Daß sie uns nicht blos nachmacht, was wir ihr vormachen, daß sie mit Verständniß und Bewußtsein handelt, sahen wir heute. Der kleine Paul, mit dem sie nie darüber gesprochen hat, sagte zu ihr: „Wirf deinem Vater ein Kußhändchen zu!“ und sie that es.

Sie plaudert in der That; sie hat Vergnügen daran, wenn man ihr zuspricht, sie hört lange ruhig und aufmerksam zu. Sie kann unmöglich den Inhalt verstehen, aber sie faßt doch die mannigfaltige Artikulation auf; heute antwortete sie durch Töne, ganz als

wollte sie sich an der Unterhaltung betheiligen. Nun verschmilzt auch ihre Seele mit der unsern. O himmlische Wonne!

Was ist mir von heiligen frommen
Gefühlen die Seele erglommen?
Was rührt mich mit himmlischer Macht?
Durch die Brust mir zittern und gleiten
Die Wonnen der seligsten Zeiten,
Alle Schauer der Frühlingsnacht,
Und mein Herz, es weint und es lacht.

Nun sinkt von den Sternen sie wieder
Auf der Engel Fittigen nieder,
Die Nacht, die vom Himmel gesandt!
Die Nacht der heiligen Schmerzen,
Da von dem treuesten Herzen
Der seligsten Liebe Pfand
Zu Licht und Leben sich wand!

O du meine Lust, meine Wonne,
Meines Lebens neu leuchtende Sonne,
Du die an das Herz ich nun drück',
Als du mir wurdest geboren,
Da kam, was je ich verloren
An Freude, an Frieden und Glück,
Ja, Alles mir schöner zurück.

Und du, hold blühende Rose,
Die den Liebling getragen im Schooße,
Schön wie aus Edens Gefild,
Laß bei dem nächtlichen Schweigen
Auf die Stirn unsers Kindes uns neigen
Und segnen fromm und mild
Dein herziges Ebenbild.

Mir ist bei der heiligen Feier,
Als höbe Gott selbst seinen Schleier,
Als thäte der Himmel sich auf,
Als rauschten freudig die Palmen,
Als zögen beim Sange der Psalmen
Der Engel Schaaren zu Hauf
Aus himmlischer Ferne herauf.

Ja du, der Alles gegeben,
Der du das ewige Leben,
Dir sei auch dies Leben geweiht!
Laß es auf all seinen Wegen
Stets wandeln in deinem Segen,
Und strauchelt's in Dunkelheit,
Sei deine Leuchte bereit!

Es ist ja von allen Gaben
Das Theuerste, was wir haben,
Unser Kind, unser köstlichstes Gut.
Du hast es für dieses Leben
In unsere Hände gegeben,
Es anvertraut unserer Hut,
Daß es werde fromm, rein und gut.

Doch unsere Hände und Augen,
Sie reichen ja kaum und taugen
Eine Spanne von Raum und Zeit;
Wir sind selbst deine Kinder und bitten,
Bleib' du in unserer Mitten,
Uns Allen zur Hülfe bereit,
Allvater in Ewigkeit!

Und nun ist es Tag, der erste Jahrestag ihrer Geburt. Der festliche Wein blinkt auf dem Tisch, und sie hat schon Kraft genug, um mit uns anzustoßen bei

dem Willkommen auf die kleine neue Weltbürgerin, bei dem frommen Spruch auf ihr Gedeihen.

Das Fest des Geburtstags ist ein religiöses Fest. Was ist Religion? Die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen in Glaube und Liebe. Durch das Kind aber verbindet sich der Einzelne mit der Menschheit, mit Gott, dem er einen neuen Anbeter giebt. Darum ist der selbstsüchtige Hagestolz, der sich freiwillig der Pflicht eine Familie zu gründen entzieht, ein praktischer Atheist. Plato hatte Recht, wenn er in seinem Symposium sagte: In dem Glück Vater zu werden liegt etwas von gotthafter Natur! Plato hatte noch die sinnliche Weltanschauung der Hellenen; wir die wir durch das Christenthun in die Tiefen der moralischen Welt eingeführt worden sind und die Pflicht der Erziehung begriffen haben, wir verstehen darunter die Heiligkeit der Familie.

Von der Schwelle des Hauses bis zur Schule.

Mit dem Schluß des ersten Jahres ist das anfangs unklare, scheinbar inhaltlose, unbestimmt bewegliche Wesen des Kindes gefestigt; der Geist ist nun in unleugbarer Wirksamkeit zur Erscheinung gekommen, ich habe ihn wie einen Quell in ursprünglicher Selbständigkeit ausbrechen sehen, ohne erklären zu können, wie es kam; ich habe nur die Thatsache bestätigen können. Das Kind ist nun ein Ich geworden.

Es wird nun auch schwer, den Fortschritt der geistigen Entwickelung noch im Einzelnen zu verzeichnen; nun der Geist entwickelt ist, fehlen ihm nur noch die Worte, sich zu bethätigen. Das Verständniß dagegen, die Aufnahme fremder Gedanken ist da, das Kind verarbeitet sie in seinem Innern, wie der Magen die Nahrung zur physischen Entwicklung verarbeitet. Denn „Verstehen" bedeutet dem eigentlichsten Wortsinne gemäß: sich an die Stelle eines Andern stellen, mit ihm auf derselben Stelle stehen, sich mit ihm identificiren.

Aber der Sprachschatz des Kindes ist noch klein; er betrifft noch vor der Hand weniger die Gegenstände als die Personen und Handlungen, was mir nun auch die holophrastische Sprache (Schrift) begreiflich macht. Mit den

geringsten Elementen, mit zwei, höchstens drei zusammengeklebten Worten, ohne Zeit- oder Bindewort, nur belebt durch den Ton oder Geberde drückt das Kind deutlich Gedanken, Beobachtungen, Empfindungen aus, zu deren Ausdruck wir reiferen Menschen der Umschreibung durch viele Worte bedürfen. Die sogenannte Agglutination, durch welche die neuern Sprachforscher die Wortformen in verschiedenen Sprachen erklären, wird von dem Kinde ganz natürlich gebraucht. Ja, zu dem Kinde muß der Vater in die Schule gehen, um das Geheimniß der Sprachbildung zu erforschen; was er oft mühsam, und dann wohl noch gar verkehrt, aus alten Pergamenten herausklaubt, das lehrt ihn das naive Geplauder des Kindes oft in einer Viertelstunde. Ich muß dabei an Lessing's „Jungen Gelehrten" denken, der mit Erstaunen vernahm, wie seine ungeschulte Jungemagd alle Wendungen der gelehrten Rhetorik, die er in seinem Quintilian studirt hatte, so leicht und wirkungsvoll handhabte, wie ihren Besen.

Ja, das Verständniß ist nun da, es handelt sich nur noch um ein Mehr oder Minder. So weiß sie auch schon, was Beten heißt. Mutter und Tante haben ihr ein kleines Gebet vorgesprochen, das sie durch das Falten der Hände begleitet: „Lieber Gott, gieb meinen Eltern Gesundheit und laß mich ein hübsches Schwesterchen bekommen." Ich war nicht dabei gewesen, hatte es nie gesehen noch gehört; da sagt' ich gestern Abend, als sie schon im Bettchen liegt und spielt, zu ihr: „Bete zum lieben Gott!" Sofort faltet sie die Hände. Ich hatte meine Worte durch keine Bewegung verständlich gemacht;

Mutter und Tante, die daneben standen, hatten gar nichts dazu gesagt; sie begriff also richtig den Sinn der Worte.

Ist es aber nicht recht und schön, daß das Kind, das mich durch seinen Geist, dessen Erforschung ich mir vorgenommen hatte, zu dem Urgeist, zu Gott zurückgeführt hat, nun auch von uns zu ihm geführt wird?

Nur das eigene Sprechen entwickelt sich noch nicht zur Selbständigkeit; muß sie erst einen Wortschatz sammeln? Die Geberde ist noch immer das Hauptmittel, ihre Wünsche kund zu thun. Doch die Beobachtung wird immer ernster; sie bewunderte neulich das schöne Abendroth; sie verfolgt mit den Blicken die Hunde, an denen sie Gefallen findet. Solchen Verrichtungen, die ihr neu sind, sieht sie zu. Ich hielt ihr gestern einen Maikäfer vor und ließ ihn vor ihr auffliegen; sie sah ernst nach, nicht wie einem Spiele, sondern wie einer Erscheinung, von der sie sich Rechenschaft zu geben suchte. Der Gedanke arbeitet in ihrem Kopfe.

Ich betone es immer aufs Neue wieder: An der Spitze der modernen Wissenschaft steht der Satz: Ich denke, mithin so bin ich. Das Denken aber ist eine absolute Geistesthätigkeit; existirt aber der Gedanke, so existirt auch der Geist. Wie der Gedanke sich producirt, ist eine Nebenfrage; ob Gehirn oder Nerven unumgänglich dazu nöthig sind, ist eine Frage der Organe; das Erzeugniß davon bleibt immer, und dies ist ein abstractes.

Wir sind im Juni, wo Alles blüht und duftet, wo die Blüthen sich zur Frucht gestalten, wo die Johannis-kirsche sich bald röthen wird. Wo Alles blüht und reift, sollte mein Kind nicht auch wachsen? Immer sicherer dringt es in die Geheimnisse der Geisterwelt, in das Verständniß fremder Gedanken ein und erräth, was Worte d. h. ihm noch fremde, neue, unbekannte Laute bedeuten.

Wir aßen Erdbeeren zum Nachtisch. Ich gab ihr einzelne von den meinen auf den Teller. Als sie schon mehrere gegessen hatte, sagte die Tante zu ihr: „Gieb mir doch auch eine!" Bertha sann ein wenig nach, sie überlegte, dann gab sie ihr die Beere. Wir waren ganz erstaunt. Bei der nächsten sagte die Tante zu ihr: „Für wen ist denn diese? Gieb sie doch der Mama!" Die Mutter saß links vom Kind; richtig gab es die Beere der Mutter. Darauf sprach die Tante wieder: „Halte deinen Teller dem Vater hin, daß er dir noch eine giebt!" und dabei führte sie ihr die Hand, die den Teller hielt, um ihn mir hinzuhalten. Bei der darauf folgenden Beere hielt mir Bertha, ohne aufgefordert zu sein, von selbst den Teller hin. „Man braucht ihr nichts zweimal zu sagen," rief die Tante freudig aus. „Nachahmung," ruft der Gegner; aber diese Nachahmung setzt doch voraus, daß sie den Wink begriffen hat. Und die Worte, die sie begriffen, denen sie gehorcht hat, was sind sie denn eigentlich? Leerer Schall, Luftdruck auf das Gehör, mechanische Wirksamkeit. Aber der Geist in dem Kinde hat den Geist in den Worten begriffen.

Einige Tage später. Man hat einen Strohteller vor ihr auf dem Tische gedreht, ich that es auch einmal. Sie war erfreut darüber. Da reicht sie mir den Teller, daß ich drehe, und wiederholt es oft; nicht an Mutter und Tante wendet sie sich, sondern an mich. Sie ist glücklich, daß ich es thue, glücklich überhaupt, wenn ich ihr etwas auf ihren Teller gebe, eine Erdbeere, eine Kirsche, einen Löffel Suppe; sie betrachtet dies von Seiten des Vaters wie eine ehrende Auszeichnung.

Mitte Juni. Eine Freundin des Hauses kommt zu uns und findet Bertha auf dem Schooß der Mutter etwas unwillig; die Mutter erzählt der Freundin, daß Bertha nicht artig ist. Die Freundin macht nun dem Kinde in ernstem Tone, doch ohne drohendes Geberdenspiel, Vorwürfe; das Kind ist wie beschämt und wendet sich verlegen seitwärts. Sie hat also den Sinn verstanden. Aber wie?

Ja, denkt nur tief darüber nach, welch räthselvolle Arbeit in diesem Verständniß zu Tage tritt! Ein Kind hat nichts als Organe des Empfangens; es spricht noch nicht, wir können ihm also nichts durch Frage und Antwort erklären; es faßt von selbst den Sinn der Worte auf, der Laute die sein Ohr treffen; ehe es sie auffaßt, hat schon sein Geist fortwährend, ohne daß wir es bemerkt haben, Alles um sich beobachtet und nicht nur den äußeren, sondern auch sicher den logischen Zusammenhang der Dinge, Begebenheiten und Menschen begriffen. An großen ausgewachsenen Menschen ist das ganz natürlich, aber an diesem kleinen, noch ganz naiven Organismus ist das etwas Wunderbares. Wer ist das geheimnißvolle Wesen

im Innern des Kindes, das so Abstractes wie ein Wort, einen Gedanken von selbst sich klar und verständlich macht? Eine physische Kraft? Nein, wer hier nicht etwas Ideales erkennt, der ist selbst weiter nichts als Stoff.

Ein paar Tage später. Sie wird früh, ehe ich noch aufgestanden bin, zu mir an's Bett gebracht; sofort denkt sie an ein Spielzeug, das sie hier schon manchmal gebraucht hat, ein Kästchen mit Schiebefach, worin ich die Uhr Abends aufstelle. Da sie es nicht bemerkt, so sucht sie danach, sie erinnert sich. Ich habe es schon lange bemerkt, wie die Vergangenheit für sie schon begonnen hat; heute mitten im schönen Juni, wo jedes lebende Wesen sich der Gegenwart freut und sie ewig währen sehen möchte, heute fällt mir dies Wort schwer auf's Herz. Alles vergeht, Alles verschwindet, jede Blume welkt einmal, und selbst die himmelsüßen Stunden, die wir jetzt im trauten Familienkreise mit dir, mein Kind, verleben, sie werden einst hinter uns liegen, unwiederbringlich verloren.

So soll'n wir rückkehrlos der ew'gen Nacht zugleiten,
Zu neuen Ufern stets gejagt vom Wellenschlag,
So können wir denn nie im Ocean der Zeiten
Nur ankern einen Tag?

Wie! ganz und gar verlor'n! dahin, dahin auf immer!
Wie! selbst nicht eine Spur bleibt uns von all dem Glück?
Die sie uns gab und nimmt, es giebt die Zeit uns nimmer,
Die Stunden nie zurück?

O Ewigkeit, o Nichts, Abgründe düstrer Trauer,
Was mit den Tagen macht ihr all', die ihr verschlingt?
O sprecht: kommt eine Zeit, die diese Wonneschauer
Uns jemals wiederbringt?

Es sind dies Verse aus einer Elegie Lamartine's, die ich einer Uebersetzung entlehne. Was könnte ich Ergreifenderes, Erschütternderes sagen? Zwar der gefaßte Mann, den das Leben schon gehärtet hat, ergiebt sich in das eherne Gesetz; für uns die wir auf der Höhe des Lebens stehen, ist die Vergangenheit eine schöne Elegie, ein süßes Echo verrauschter Jugendklänge, und, wenn wir unglücklich waren, ein Meeressturm, dem wir glücklich entronnen sind und dessen fernhin verrauschendem Getobe wir vom sichern Hafen aus noch nachlauschen. Aber auch für das Kind, dem alle Tage rosig vorübergehen, verschönt von der treuesten Liebe, auch für das glückliche Geschöpf, das nur ein Jahr zählt, soll die Vergangenheit schon beginnen? Und wieder denke ich der Worte, die der fremde Dichter an dem schönen Gestade des Sees von Bourget in Savoyen gesungen hat, wo auch ich einst heitere Sommertage verlebt habe, und ich rufe mit ihm in schmerzlich süßer Bangigkeit:

O hemmet euren Laúf, hemmt ihn, o günst'ge Stunden,
Hemm' deinen Flug, o Zeit!
Laß sie uns schlürfend leer'n, die nur so schnell verschwunden,
Des Lebens Seligkeit!

Unglückliche genug fleh'n zu euch im Verzagen,
Rinnt, Stunden, für sie, rinnt;
Rafft ihren tiefen Gram dahin mit ihren Tagen;
Vergeßt, die glücklich sind.

Umsonst, ach! fleh' ich noch um eine kleine Weile;
Die Zeit entflieht im Lauf;
Und sag' ich zu der Nacht: Flieh' nicht mit solcher Eile,
Der Tag kommt doch herauf.

Laßt uns uns lieben denn! die Stunde ruft: genießet!
 Wohlauf, genießen wir!
Kein Hafen winkt uns zu und uferlos verfließet
 Die Zeit und wir mit ihr!

Ein buntfarbiges Bilderbuch ist diese Welt, reich an schönen Erscheinungen, an wechselnden Scenen, an bald aufregenden, bald fesselnden Erlebnissen. So bringt man ihr denn ein Bilderbuch, damit sie darin in ihrer engen Stube sich mit den Dingen draußen bekannt macht. So empfingen die Gefangenen Plato's die Bilder von den Außendingen.

Dazu erhält sie eine große Schachtel mit wohlgeschnitzten Thierfiguren, die Hausthiere und das Wild lernt sie jetzt im Kleinen kennen.

Zum ersten Mal sammelt sie Kenntnisse, lernt sie, wenn auch spielend; denn was sie da sieht, ist ihrem täglichen Gebrauche und Bedürfniß fremd, es hat vor der Hand gewissermaßen nur als Unterrichtsstoff für sie Bedeutung.

Der schöne Juni ist nun so hingegangen, ein stetes Blumenfest, ein fortwährendes Genießen der reinsten Freuden. Schmückt sich die Welt dem Kinde zu Liebe? oder ist sie nur darum so schön, weil unser Liebling in ihr erblüht? Was wäre denn all diese Pracht für uns ohne unser Kind? Nur ihm zu Liebe gehn wir ja aus; die balsamische Luft soll es einathmen, wenn wir spazieren gehn; am blauen Himmel soll sich sein Auge weiden; das bunte tausendfache Leben soll seinen betrachtenden Geist unterhalten; die muntere Thierwelt, die

sich in Luft und Wasser wie auf dem Lande regt, soll sein Herz ergötzen. Wir denken an weiter nichts, forschen nach nichts, nur genießen wollen wir das geliebte Kind lassen und mit ihm genießen. Das Paradies ist wieder erblüht um uns auf Erden.

Warum blüht es nicht immer? Warum verblüht es so schnell wieder? O ihr glücklichen Eltern, die ihr noch in ihm wandelt, schlürft seine Seligkeit in vollen Zügen ein, verderbt die selige Harmonie durch keinen Mißklang; nie, niemals wieder werdet ihr im längsten Leben so glücklich werden wie in diesen Tagen, wo der Himmel auf Erden weilt!

Sie soll Alles kennen lernen. Ich kam vom andern Ufer des Stromes im Kahne zurück, als meine Frau mit dem Töchterchen ankam; ich nahm es ihr vom Arm (nur wenn sie müde ist, läßt sie es vom Dienstmädchen tragen, am liebsten trägt sie es selbst) und stieg wieder in den Kahn und ließ uns vom Fährmann hinüber und wieder zurück führen. Ruhig, nicht ahnend daß unter ihr die Tiefe gähne, saß sie neben mir, sie war ja bei ihrem Vater. Und der Himmel blaute über uns und blaute unter uns; vom Ufer aber blickte die Mutter halb glücklich und halb bange auf uns beide. Nicht wahr, mein Kind? süßer als im leichten Nachen wiegt es sich im Mutterarm. Zurück zu ihr!

Und wenn alle Vöglein jetzt singen, alle Käfer summen, wie könntest du schweigen? Noch nie hat sie so lustig geplaudert, das ruht und rastet nicht und geht in Einem fort. Die Schwalben flattern und zwitschern

um uns herum, sie guckt ihnen vom Fenster aus zu wie vor einem Jahre, aber diesmal zwitschert sie selbst mit hinein in den lustigen Lärm und plappert und schwatzt, daß wir oft nicht wissen, was wir vernehmen, ob Schwalbengezwitscher oder Kindergeplauder, und beides in einander vermengen.

Und nun vollendet sich das schöne Bild, sie richtet sich auf, die schöne Bildsäule des Menschen steht vor uns, sie thut den ersten Schritt, sie geht!

Wie das gekommen ist? Plötzlich. Zwar schon gegen Ostern hatte sie den Laufkorb, die Stütze, weggeworfen und es vorgezogen auf allen Vieren zu kriechen; ward sie doch selbständig dadurch! Das ging freilich mühsam, aber es mußte sein, sie wollte es, und was der Mensch will, das kann er; und nun auf einmal, ehe wir's nur denken können, geht sie, vor unsern Augen.

Der erste Schritt! Wißt Ihr wohl, was das bedeutet? Das Neugeborne, das bisher in seiner Wiege lag, das nur, auf euern Armen getragen, seinen Ort wechselte, das ganz auf euern Beistand angewiesen war, es steht jetzt auf eigenen Füßen; es steht nicht nur, es bewegt sich vorwärts, es geht, und wenn es ihm beliebt, so geht es weiter und weiter und verläßt euch auf immer. Aber auch — und welche Wonne liegt in diesem Gedanken! — wenn es euch liebt, wenn ihr seine Liebe zu erringen verstanden habt, dann läuft es euch freudig in die Arme und ihr habt eine Seele mehr, die euer ist auf immerdar!

Auf eigenen Füßen dazustehen, ohne Hilfe von

Mutterarm und Vaterhand, ganz wie das Wort sagt: selbständig; o, es ist etwas Großes darum. Das Kind ist ein Mensch geworden; was denselben von der gesammten lebendigen Welt unterscheidet, den aufrechten Gang, durch den es seine Stirne zum Himmel hebt, empor zu Gott, mit kühnem genialem Schwung hat ihn das Kind, seiner selbst sicher, errungen und, edel aufgerichtet, blickt es euch an, reicht euch die Hand und geht nun stolz und froh an eurer Seite wie eures Gleichen.

Aber so stolz und schön der nun gewonnene aufrechte Gang ist, es lastet zugleich eine ungeheure Wucht von Gefahr und Verantwortlichkeit auf ihm. Wir brauchen nicht den Scheideweg von Herkules abzuwarten, schon sobald das Kind selbständig auf seine Füße tritt und sich zum ersten Schritte rüstet, treten alle guten und bösen Engel aus dem Dämmernebel der Zukunft hervor und heften lauschend und lockend ihren bezaubernden magischen Blick auf das liebliche Wesen, das mit dem Lächeln der Unschuld und frohen Erwartung dem Leben entgegensieht.

Und wenn es nun den ersten Schritt über die Schwelle des Hauses hinausthut in die Welt, wer hat je genug die schicksalschwere Wichtigkeit desselben bedacht? Hinaus in die Welt, aus Vater- und Mutterarmen hinaus zu fremden Menschen, aus der trauten, von liebenden Elternaugen erleuchteten, freundlich engen Häuslichkeit in das unendlich weite, geheimnißvolle Unbekannte! O welches Herz von Vater und Mutter sollte da nicht zagen und stocken in unsagbarer Bangigkeit!

Aber eine gütige Macht hat ihren Sinn geblendet und befangen, daß sie an nichts dabei denken als an das fröhliche Hüpfen der kleinen Füße, und die Glücklichen

achten so wenig darauf, daß sie sich nicht einmal den Tag merken, wo ihr Liebstes auf Erden den ersten Versuch macht, ihnen zu entlaufen. Aber dreimal glücklich ist das holde Geschöpf, daß es auch gar nichts ahnt von der Bedeutung dieses Schrittes, daß es ihn unbefangen thut in aller Unschuld und Freude und nichts um sich gaukeln sieht, als die rosigen Elfen der Kinderspiele. So flattert der Schmetterling über den See und freut sich des himmlischen Lichtes, unwissend, daß er über einem Abgrunde schwebt. Schiller hat dies angedeutet, als er von der Stunde spricht, da man das Neugeborne zur Taufe noch trägt und von der Glocke sagt:

Fromm mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt

Aber eine lange weite Strecke voll hohen Ernstes liegt zwischen dem ersten Schritte und dem letzten, den der Mensch auf Erden thut, und darum segne dich Gott, mein Kind, mit seiner ganzen unendlichen Liebe in dem feierlichen Augenblicke, da du zum ersten Male über die Schwelle des Hauses schreitest, darin du geboren wardst!

Die heilige Frage der Erziehung ist mir heute vor die Seele getreten, eine Frage, die sich von den Anfängen der denkenden Menschheit an wohl alle Eltern gestellt haben, mehr oder minder ernst, über die nun unzählig viel gesprochen und geschrieben worden ist und die ihrer vollen Lösung noch immer harrt.

Bertha war heute höchst ungeduldig auf ihrem Stuhle, und das Gebot der Ruhe blieb ihr unverständlich. Diese Grille der Unruhe — so nannten wir es — war unserm Willen und der Ordnung bei Tische entgegen; wir fragten uns, ob wir nicht bald daran denken müßten, an das eigentliche Werk der Erziehung zu gehn. Und doch war es ihrerseits nicht Ungehorsam im strengen Sinne des Wortes; sie folgte dem Naturdrange der überquellenden Lebenskraft, die sich bethätigen will, und daß derselbe im Widerspruch mit unsrer Ordnung steht, ist ihr unbekannt. Dieser Naturdrang wird Bewußtsein in ihr, sie fängt an ihre Eigenart, ihre Individualität geltend zu machen. Da kommt nun Schulmeister Lenôtre und räth, zur Gartenscheere zu greifen, das wuchernde Bäumchen zu beschneiden und ein artiges Figürchen daraus zu machen. Ich spreche nicht gar zu übel von dem Menuetschritt, der so schön mit dieser Gartenkunst harmonirte; in meiner Kindheit habe ich die Menuet tanzen lernen und kann sie nicht gerade gar so abgeschmackt finden, wie allzu mürrische Naturmenschen sie nennen, sie ist ein recht zierliches Gemisch von Würde, Anstand und Anmuth. Aber die Tänzerinnen, die sie tanzten, trugen auch Schönpflästerchen, und das hieß doch der Natur auf die ungereimteste Weise den Krieg erklären.

Da kamen denn die Landsleute Shakespeare's, des tiefsten Kenners des Menschenherzens, bekämpften Lenôtre und suchten der Natur nicht Gewalt anzuthun, sondern in ihren Parkanlagen unter die Arme zu greifen. Es war die schöne Zeit der Begeisterung und Aufklärung, die Zeit Jean Jacques Rousseau's, des Apostels

der Natur, die Zeit Basedow's und seiner Söhne. Aber die glühende Begeisterung ward zur wild wuchernden Genialität und — wo gefällt es euch besser? In einem Salon oder auf einem Rout?

Weder dort noch da? Ihr geht lieber auf den Bauerhof Pestalozzi's oder in Fröbel's freundlichen Kindergarten, der vielleicht noch am schönsten bis jetzt Natur und Regel zu versöhnen gewußt hat. Aber seine Methode reicht kaum über das zarte Kindesalter hinaus, dann kommen die Pedanten doch wieder und nörgeln und zerren an der schönen Menschenpflanze herum. Weit hinaus über diese engeren Gebiete, über die Schulstube hinweg, mitten in die Werkstätten und das Gemeindeleben hinein hat da ein Franzose gegriffen, halb Schwärmer, halb tiefer Denker und scharfer Kritiker, Charles Fourier. Idyllischer Traum paradiesischen Naturlebens, wie es die Bewohner der seligen Inseln der Südsee führten, denen der Schöpfer des Phalansteriums auch, wie man sagt, das Geheimniß der Menschenbeglückung hat ablauschen wollen, ich spotte nicht über dich und dein wohlgemeintes Streben, den Widerstreit der Leidenschaften zu lösen.

Mit einem sonderbaren Schauer der Rührung denke ich noch an die Forschungsreise, wo ich in die hohen Räume voll aufgestapelter Weisheitsschätze trat, die einem Pariser Antiquar nahe am Platze des Pantheon gehörten; „Sie finden nirgends, sagte er zu mir, die Schriften Fourier's so zahlreich gesammelt wie bei mir, geben Sie sich nur die Mühe herumzustöbern." Die Mühe scheute ich nicht, aber die Zeit fehlte mir. Und da folgte ich denn der Weisheit des Brahmanen, wo=

nach ein König sich aus den hundert Kameellasten seiner Bücher einen Auszug machen, dann des Auszugs Auszug noch einmal ausziehen ließ, bis der Kern kurz in einen einz'gen Spruch gebunden ward, und dieser einzige Spruch, den ich behalten habe, er lautet:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Reich Gottes!"

Da haben sie viel über den „historischen Christus" philosophirt und polemisirt und „das Leben Jesu" geschrieben auf alle Weise; aber wer Er auch gewesen sein möge, dies Wort kann keine Kritik wegleugnen, und Alle müssen zugestehn, daß nie vor Ihm, weder am Ganges noch am Ilyssus, weder im Schilfrohr am Nil noch in den Rosengärten von Schiras, ein so frommes, reines, mildes, ein so göttliches Wort gesprochen worden ist.

Warum ist die himmlische versöhnende Milde, die heilige kindliche Liebe, die aus diesen Worten spricht und von der es ausgeht wie Licht und Wärme mit weltbeseelender Kraft, nicht der einzige Kern und Mittelpunkt, die Sonne der großen Vereinigung geblieben, die sich um den Rabbi von Nazareth gebildet hat?

Da haben sie seine „Lehre" zum starren Dogma umgestaltet, und dessen Herrschaft durch die gräuelvollsten Kriege, durch Kerker und Scheiterhaufen zu befestigen gesucht, da doch die Lehre nichts war als herzliche Belehrung, als begeisternder Erguß eines sanften Herzens, das zur Reinheit des Lebens, zur liebevollen Versöhnung ermahnte. Von all dem, was man über seine Erscheinung auf Erden an Glaubenssätzen zusammengestellt und aufgebaut hat, sagt Er ja nichts in seiner „Lehre", die

eben nur Didaxis, d. h. Unterweisung, Belehrung war. Was aus dem Streit der Secten an herrschend gewordenen Meinungen hervorgegangen ist, ist das Machwerk Fremder, nicht sein, von Ihm ausgesprochnes Wort, dafür ist Er nicht verantwortlich. Das ganze System des Apostels Paulus, z. B. ist nur das Ergebniß der großen Geistergährung jener Zeiten, selbständig verarbeitet von einem gelehrten Denker, der zu der jüdischen Weisheit auch das Studium der griechischen Philosophie und Dialektik gefügt hatte, von welch letztrer Jesus selbst nichts weiß. Wie hat man sein Wort „Wer an mich glaubt, der wird selig" gemißdeutet, statt zum weltbeseelenden Sonnenstrahl, zum Zankapfel der Menschheit umgestaltet, um deßwillen nicht ein armseliges Troja, sondern Länder und ganze Völker verheert, vernichtet worden sind! Ja, wer an ihn glaubt d. h. seiner sanften Weisung folgt, sich von seiner Liebe zu Gott und Menschen durchdringen läßt, der wird selig d. h. der findet den Frieden des Herzens.

Nur wenn man ganz zurückkehrt zu Ihm, dann wird auch „in seinem Namen" die allgemeine Versöhnung der Menschheit unter sich möglich sein, und selbst diejenigen, die, obgleich sie Ihm gerade am nächsten standen, sich doch am Schroffsten von Ihm entfernt haben, die Israeliten werden dann mit uns Indo-Europäern auf's Innigste zu Einer Familie verschmelzen, nachdem die von Jesu Herzen höllenweit entfernte Glaubenswuth sie bald zwei Jahrtausende lang als die bittersten Feinde von uns gestoßen hat. Habe ich doch schon manches jüdische Kind das Vaterunser beten hören, das auch schon Moses Heß in seinem „Rom und Jerusalem" ein aus

jüdischem Geist entsprungenes, ein echt jüdisches Gebet nannte. Ist es, seines Ursprungs wegen, darum weniger christlich? Nein, es ist allgemein menschlich.

Vor etwa vierzig Jahren rief ein schwedischer Pfarrer die Worte aus: „Wenn wir einst das wahre Christenthum haben werden, Himmel! wie einfach wird es sein!“

Der Rabbiner des Ortes besucht uns oft, er kommt nie ohne eine Näscherei für mein Kind; seine Töchter haben der meinen ein hübsches Kopfkissen geschenkt, Semitenhände haben den Germanennamen Bertha darauf gestickt. Und das Germanenköpfchen schlummert sanft darauf, ein liebliches Sinnbild der Versöhnung und Eintracht des Menschengeschlechts.

Freilich, sie hat von diesen weltbewegenden Fragen keine Ahnung; Spiel und Näschereien sind noch das ganze Ziel ihres Denkens und Bewegens. Heute kroch sie im Eßzimmer hin und her, öffnete den Speiseschrank und stöberte darin herum, unter Anderm findet sie ein Biscuit in ein Papier gewickelt, das bei dem Luftzug sich öffnet. Das reizt ihre Neugierde, sie hebt es auf und entdeckt den Inhalt. Sie nimmt es, dreht sich lächelnd nach Mutter und Tante um, ihnen die gemachte Entdeckung zu zeigen. Diese sagen zu ihr: „Laß das, das ist für den Vater, leg' es wieder hin.“ Sie thut es, aber die Lüsternheit ist zu groß, sie nimmt es wieder und nascht es auf. Wohl bekomm's!

Am selben Abend wollte sie nicht einschlafen, da doch Alle müde waren und der Ruhe bedurften. Man

ließ sie allein, um alle Zerstreuung von ihr fern zu halten, denn ihre Gesundheit hatte den Schlaf nöthig. Dann hörten wir es wieder schreien, die Mutter ging daher in die Nebenstube und lauschte, was es wohl gäbe, aber es ward wieder still, und um dem Kinde den Schlaf zu gönnen, zieht sie sich leise zurück. Ich hätte diese Zartheit des Mutterherzens gewiß nicht gehabt, ich wäre auf das Verlangen der Kleinen nach Zerstreuung eingegangen, wohl nur um selbst noch mit ihr zu tändeln. Die Mutter aber sagte sich, daß ihr Kind wieder erwachen würde, wenn es sie erblicken würde, und darum versagte sie sich lieber den kleinen Genuß und zog sich behutsam zurück.

Die Idee der Pflicht, das Gefühl von Recht und Unrecht ist wohl heute zum ersten Male in ihr erwacht. Statt ihre Speise mit dem Löffel zum Munde zu führen, greift sie in ihr Schüsselchen, um zu essen. Man läßt es ihr hingehn, wie es bei andern Kindern wohl auch der Fall sein mag; sie ist ja noch so klein, sagt man sich. Da greift sie auch in die große Schüssel auf dem Tische, aus welcher man vorlegt. Es ist als ob sie sofort begriffen hätte, daß sie unrecht that; kaum macht mich die Mutter darauf aufmerksam, so mache ich ihr ruhig ernste Vorwürfe, sie aber bückte beschämt und verlegen das Köpfchen.

Der Mensch soll böse von Natur sein? Ich kann es nicht glauben; verkehrte Verhältnisse verkehren wohl später sein Herz, ein krankhafter Zustand mag auch sein moralisches Wesen angreifen und verstimmen, aber bei

nachsichtiger Pflege wird auch sein moralisches Leiden geheilt werden.

Giebt es Abnormitäten? Ungeheuer, die trotz einer günstigen Umgebung das Empörendste vollbringen? Mich schaudert es daran zu denken; aber wenn es deren giebt, so sind es eben Abnormitäten, Mißgeburten die in Widerspruch stehen mit der Natur.

Nein, der Mensch ist gut geboren. Bertha liebt Alle, die sie kennt: etwa weil sie von ihnen nur Beweise der Liebe empfängt? oder weil ihre Bedürfnisse sie an Andre fesseln? Allerdings macht die Liebe, die wir in That und Mienen zeigen, ihr Herz freudig; aber der liebende Ausdruck ihrer Bewegungen und Geberden ist so natürlich, daß die Liebe, die wir ihr bezeugen, nur das schon Vorhandene in ihr erweckt.

Alle Elternherzen werden mich begreifen, wenn ich von der Freude spreche, die uns der Fortschritt der Entwicklung macht, und wie wir nicht müde werden, auch die kleinsten, für den Ehelosen nichtssagenden Beweise davon zu beobachten und uns zu merken, die für uns zugleich Beweise vom Dasein des Geistes sind. Wir haben einen kleinen Schreihals im Hofe, ein Knabe von ein paar Jahren der das ganze Haus erbeben macht. Da fragt man einmal Bertha: „Wie macht's denn Albert?“ Sofort macht sie sein Schreien nach. Wie hat sie nur den Sinn der Frage, der Worte verstanden?

Ein andres Mal sagt man zu ihr und klatscht dabei mit den Händen: „Wie froh bin ich!“ Sie hat das Wort gemerkt und begriffen; auf das Wort: „Zeig' uns doch, wie froh du bist!“ schlägt sie die Hände zusammen.

Es ist noch immer ein unerklärtes Räthsel geblieben, wie in dem Kopf eines Kindes sich das Verständniß des Abstractesten von der Welt, das Verständniß der Worte, der Sprache entwickelt.

Wir haben Besuch bekommen. Die Freunde, die auf dem Gebiete des alten Karthago ihr Zelt aufgeschlagen haben, sind herübergekommen, um wieder einmal europäische Häuslichkeit zu genießen; sie haben meine Frau als Kind gekannt und sitzen nun an der Wiege, darin das Kind des Kindes liegt. Welches noch so geistreiche belebte Gespräch des glänzendsten Salons kann sich an zauberischem Reiz mit dem herzlichen anmuthigen Geplauder messen, das um die Wiege, den Blumenkelch, geführt wird, worin die junge Rose knospet? Da tauchen die Erinnerungen aus der eigenen Kindheit im engen Heimathstädtchen wieder auf, hinein weht der Sturm auf dem Mittelmeere, der heiße Wind der afrikanischen Sandwüste, das Brüllen der Löwen durch die nächtige Stille, und alle dem lauscht das Kind mit großen ernsthaft klugen Augen zu, und ahnt nicht, daß Alle eigentlich nur seinetwegen da sind, daß, während in der Erzählung sich Nord und Süd und Ost und West durchkreuzen, Aller Augen auf ihm ruhen in liebender Bewunderung.

Ich war nicht dabei, aber die Scene soll ergreifend gewesen sein. Unser afrikanischer Freund saß heute morgen an der Wiege im Geplauder mit der Tante, er zieht seine Flöte hervor, die er fertig spielt, und fängt an derselben liebliche Melodien zu entlocken. Mit weit geöffneten Augen sitzt das Kind aufrecht da, seine Mienen

sind verklärt, sein Athem stockt, sein ganzes Wesen hängt an dem Instrument, und als nun der Freund aufhört, da hängt sie sich flehend, entzückt an seinen Mund, als könnte sie da wie von einem Musikquell die Töne schlürfen, die sie bezaubert haben. So mächtig hatte die Kunst noch nie zu ihrem Herzen gesprochen.

Auf's Neue fühle ich da, was ich schon einmal bemerkt habe, daß man zu sehr die ästhetische Erziehung des Menschen vernachlässigt hat. Ein großer Fortschritt ist allerdings hier und da geschehen, aber die verschiednen pädagogischen Grundsätze liegen bis jetzt noch immer im Streite.

Die Kunst aber ist die offenbare Versöhnung von Geist und Natur, eine Offenbarung des göttlichen Geistes.

Mit der Natur, der schönen, der rastlos wechselnden Einen,
Liegt im liebenden Kampf ewig im Leben der Geist.
Bräutlich sträubt sich das reizende Weib; der kräft'gen Umarmung
Sieghaft lächelnd entspringt endlich die heitere Kunst.
Heilig ist sie, ein Echo von Gott; in harmonischer Schöne,
Satt in seliger Ruh, spiegelt in ihr sich das All.

Ja, sie ist schön die Kunst, sie ist göttlich. Zauberhafte Gärten voll paradiesischer Pracht läßt sie vor den entzückten Blicken auftauchen und das bekümmerte Herz trösten, wie die Wüstenwandrer die schillernde Fata Morgana; zu himmlischen Höhen entrückt sie den im Erdenstaub schmachtenden Geist. Aber schöner, beseligender noch als Polyhymniens wundervollste Symphonieen bleibt das Familienconcert. Das habe ich auch einem

andern Freunde nicht verschwiegen, der wie mein Gast nach Afrika, auch in die Fremde im fernsten Westen verschlagen, sich als geachteter Tonkünstler ein trauliches Heim errungen hat und den daher meine Worte um so mehr ergriffen, die ich bei einem Familienfeste, zu dem er mich eingeladen, an ihn richtete:

Wo ist das Herz, das nicht die Kunst bezwänge?
Wie manchen Balsam in die Seele streute,
Wenn sie dem Unmuth, sie dem Gram zur Beute,
Nicht schon der Segen ihrer Zaubersänge?

Und doch, du selbst, der in dem Reich der Klänge
Als Meister waltet, ja bekenn' es heute,
Noch zaubrischere Töne giebt's der Freude,
Womit umsonst die Kunst an Wohllaut ränge.

Denn in der Deinen festlich froher Runde,
O sprich, wo ist auf Erden und im Himmel
Eine Wonneklang, der je verglichen werde

Dem Wort der Lieb' aus treuer Gattin Munde,
Wenn in der Kinder jauchzendes Gewimmel
Des Heimchens Zirpen tönt am eignen Herde?

Es ist jetzt ein Jahr her, daß ich zum ersten Mal seit ihrer Geburt verreist gewesen war; in diesen Tagen war ich wieder auf kurze Zeit entfernt gewesen. Welcher Fortschritt! Damals hatte ich mich allein des Wiedersehens gefreut, mein Kind war noch zu zart, um sich der Zeitdauer recht bewußt zu werden. Dies Mal drückte sie unverkennbar ihre Freude über meine Wiederkunft aus, sie hatte mich also vermißt, sie hängt an mir.

Daß sie geht, ist uns nun schon ganz zur Gewohnheit geworden, aber heute hat sie einen Beweis von neuer Kraft gegeben. Bei der raschern Bewegung des Gehens findet sie schon das Gleichgewicht oder stellt es doch wieder her. Heute hat sie zum ersten Mal etwas von der Diele aufgehoben, sie bückte sich danach und blieb fest und sicher stehen. Das ist ein Stückchen Turnkunst für ein Kind.

Und nun ist es auch wahr geworden, was einst die Mutter sich so fröhlich als Zukunft vormalte, als sie das Kleine munter in der Wiege zappeln sah. „Und das wird einmal dem Papa die Hausschuhe holen, wenn er nach Hause kommt," sagte sie. Heute hat sie es gethan; ich fand bei der Heimkehr den einen Schuh nicht und bat sie, mir ihn zu suchen; sie verstand meine Bitte und mit freundlicher, artiger Emsigkeit suchte sie, bis sie ihn fand, und brachte ihn mir.

Das war der erste Dienst, den mir mein Töchterchen geleistet hat. Wie anmuthig sind nicht die Hülfsleistungen, durch die sich die Töchter im Hause nützlich zu machen suchen! wie wird nicht die Häuslichkeit dadurch erheitert! Sinnig und zart hat dies die indogermanische Sprache erkannt und angedeutet; das Wort „Tochter," das die deutsche Sprache mit der griechischen und dem Sanskrit gemeinsam hat, bedeutete bei den Aryern, dem Urvolke, von dem wir alle abstammen, eigentlich „die kleine Melkerin." In der Urfamilie, deren Hauptbeschäftigung noch Viehzucht und Ackerbau

war, konnte sich das kleine Mädchen nicht wohl nützlicher machen, als daß sie die Kühe molk.

Ja, die Tochter ist Schmuck und Helferin zugleich des Hauses. Nur zu sehr hat der Ruhm der Söhne, die die Welt mit dem Lärm ihrer Thaten erfüllen, die freundlichere, stillere Wirksamkeit der Töchter in den Schatten gestellt. Von Antigone an bis heute hat diese fromme, milde Wirksamkeit die kränkelnde Mutter unterstützt, den bekümmerten Vater getröstet, den irrenden Bruder heimgerufen, die entzweiten Eltern versöhnt, die murrenden Diener besänftigt, das ganze Haus beglückt und verschönt, und noch nie ist sie genug gepriesen worden. Und wenn sich die Tochter nun aufrankt an dem alternden Vater, wie stattlich steht er da, wie lacht sein Herz; und ist sie nun gereift zur reizenden Jungfrau, dann sieht der Vater in der Tochter die Geliebte seiner Jugend, die schöne Mutter, wieder erblüht und das schneeige Haar des Greises schmücken auf's Neue die Rosen des Lenzes.

Und da sucht ihr herum im Leben nach Poesie, nach romantischer Aufregung, lest alle Romane durch, um euch über die Prosa der Alltagswelt hinwegzusetzen oder sucht in Folianten nach Stoff zu Gedichten. Als ob nun auch Alles in Verse] gesetzt sein müßte! als ob ein geordnetes Dasein nicht ein ebenso poetisches Kunstwerk wäre, wie nur irgend ein Epos oder Drama! Muß es denn aber sein, so lernt ihr die edle Kunst nicht in Meistersingerschulen, noch in Gottsched's Auditorium; ein Ragout aus Andrer Schmaus zu brauen ist Alles, was sie euch lehren; das Leben allein ist der wahre

Gradus ad Parnassum.

Nie wird nur aus Büchern schäumen
Dir der Quell der Poesie,
Selbst dein Herz im tiefsten Träumen
Taucht auf seine Tiefe nie.

Was du schaust und forschest drinnen,
Das ist nur ihr Widerschein,
Und das Leben, nicht das Sinnen
Ist die Poesie allein.

Ihm drum mußt du hin dich geben,
Oeffnen Ohr ihm und Gesicht,
Und ein jedes Menschenleben
Rundet sich dir zum Gedicht.

Das Geheimniß unsers Wesens hat mich heute wieder ganz in Anspruch genommen, gerade am Kinde tritt das große Räthsel des Geistes am ergreifendsten auf, aber auch das Kind scheint mir der beredteste Prophet für die Selbständigkeit des Geistes, für dessen göttlichen Charakter zu sein. Wie erklärt es sich, daß das Kind Worte versteht, die es noch nie gehört hat, die es wenigstens noch nicht in dieser Verbindung gehört hat? Auch das Thier, das der Mensch zähmt, folgt seinen Worten, aber diese Worte sind ihm oft wiederholt, von Schlägen oder Geberden begleitet, mit einer starken Betonung ausgesprochen worden. Hier aber handelt es sich um ruhig ausgesprochene Laute, die nicht einmal zu dem Kinde, sondern nur vor ihm, aber mit Bezug auf dasselbe gesprochen wurden.

Ich hatte sie nach Tische auf dem Schooße und war einen Augenblick mit ihr allein; ich zeigte ihr das

Schattenbild eines hölzernen Hundes an der Wand, dann spielte sie selbst damit. Plötzlich nahm sie den Hund hastig in die Hand nnd stieß damit in Einem fort auf den Tisch; ich nahm ihn ihr weg, indem ich sagte: „So zerbrichst du ihn.“ Darüber kam die Mutter wieder und sagte, ihr den Hund hinhaltend: „Laß sie doch damit spielen“. „Nein, antwortete ich ohne alle Härte im Tone, sie wird ihn nur zerbrechen, leg' ihn nur hin.“ Kaum hatte ich gesprochen, so fing das Mädchen an zu weinen, und daß sie über mein Verbot weinte, ging daraus hervor, daß sie den Hund nicht annahm, als ihn die Mutter ihr entgegenhielt.

Des Nachmittags erhielt ich auf's Neue die Bestätigung einer frühern Beobachtung. Ich brachte ein Witzjournal mit nach Hause, auf dessen Titelblatt eine große Carrikatur sich befand. Als mein Kind das verzerrte Gesicht sah, stieg ihm das Blut zu Kopfe, es war ganz aufgeregt und mit groß offenen starren Augen stieß es das Bild von sich.

Welche Lehre gab es mir, mir und Allen, die durch abgeschmackte häßliche Gesichter Kindern einen Spaß zu machen glauben. Nur am Schönen freut sich das Kind in seiner Natürlichkeit; bilden wir diesen Schönheitssinn in ihm aus, verderben wir ihn nicht durch Ungestalten.

Es gab heute einen hübschen Auftritt. Ohne Zweifel um sich bei mir beliebt zu machen, mir ihre freundliche Liebe zu zeigen, brachte sie mir allerhand Sachen, die ich annehmen sollte, zuletzt auch eine Haarbürste. „Nein, sagte ich, das ist nicht reinlich,“ und wies sie

zurück. Darüber vergoß sie Thränen; sie fühlte sich gewiß gekränkt.

Und nun Verstand und Sprache sich mehr und mehr entwickeln, nun schon Gespräche in gewissem Maße möglich werden, welch lieblicher Verkehr bildet sich nun zwischen ihr und uns.

Sie wollte der Mutter in's Schlafzimmer folgen, ich saß noch bei Tisch und wollte von ihr erst einen Kuß haben; sie glaubte, daß ich sie zurückhalten wolle, und antwortete neckisch: Nein!, sie weigerte sich auf spaßhafte Weise. Unterdessen hat sie sich in eine Ecke zurückgezogen, ich sage zu ihr: „Wenn du mir keinen Kuß giebst, so bleibst du zur Strafe in der Ecke." Augenscheinlich sinnt sie nach, dann kommt sie von selbst und giebt mir den Kuß. Es war also in ihrem Kopfe eine logische Schlußfolgerung vorgegangen, mein Bedingungssatz hatte ihr Nachdenken herausgefordert, offenbar hatte sich eine abstracte geistige Thätigkeit in ihr vollzogen.

Dann Abends legt sie sich in's Bett, ohne Mutter und Tante geküßt zu haben. Die Tante sagt für sich, nachdem Bertha bis an ihr Bettchen gegangen ist und sich mit einem schalkhaften Nein! zurückgezogen hat: „Was habe ich doch für ein undankbares Mädchen! ich habe sie so gut gepflegt und sie sagt mir nicht einmal gute Nacht." Die Mutter sagt dasselbe und fügt hinzu: „Ich bin gewiß, Bertha kommt von selbst uns den Gutenachtkuß zu geben." Es vergeht eine Minute, während der Bertha ernsthaft überlegt, dann steht sie von selbst auf und giebt den Kuß.

An's Bettchen war sie gegangen, ja wohl, die Wiege hat sie nun verlassen, um sie dem kommenden Schwesterchen einzuräumen. O wunderbare schmerzlich süße Erregung, in die mich dieser Gedanke versetzt! Der erste Kindertraum ist vorüber, das freundliche Lager, auf dem das Neugeborne den ersten Schlummer verträumt hat, umfängt nicht mehr die zarten Gliederchen.

Noch hat kein Dichter die ganze Poesie der Wiege ausgesungen. Kleine freundliche, erste Umhüllung des Menschen, wie lieblich bist du! Alle Genien der Unschuld und reinen Freude umflattern dich, huschen in die Falten deiner weißen Vorhänge, lauschen in dem anmuthigen Versteck auf die Lieder und die Liebkosungen der zärtlich sorgenden Mutter und gucken daraus mit frommen neugierigen Augen auf das liebliche Kind, das da schlummert in seligem Vertrauen, in himmlischer Ruhe und Zuversicht.

Und wie das Kind in dir die süßesten Träume verträumt, so bist du auch die Stätte der seligsten Wonne für die Eltern, die an deinem Rande über das köstliche Kleinod ihrer Liebe wachen. Nichts auf Erden hat mehr Reiz für sie als du, hier ist das Paradies, denn hier weilt jene heilige lächelnde Unschuld der ersten Menschen, die nicht wußten, daß sie nackend waren, hier leuchtet noch immer die Klarheit des Himmels, hier vereint die reinste Liebe die glücklichsten Menschen, hier ist ein Tempel der Gottheit.

Und leider kein Mensch bewahrt die Erinnerung an die selige Zeit, die er in der Wiege verträumt hat, Keiner weiß später etwas von den heiteren Spielen mit Vater und Mutter, die damals seines Lebens frühesten

Morgen erheiterten; nicht ein leises Echo ist dem Menschen geblieben von den lieblichen Liedern, mit denen die Mutterlippen ihn damals in Schlummer wiegten.

Noch einmal denn, mein Kind, vernimm ein solches Wiegenlied, das einer der gefühlvollsten deutschen Dichter, Joh. Georg Jacobi, so recht aus dem Herzen einer Mutter herausgesungen hat:

Schlumm're, Liebchen, bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Morgenlichts
Und von Wald und Blumen nichts:
Liebchen, schlumm're, werde groß!
Sollst es sehn auf meinem Schooß!

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen, frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blüh'n;
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst du froh im Morgenwind:
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und du fühlst den Morgenkuß.

Liebchen, schlumm're, wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth;
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Bei'm Gesang der Nachtigall.

Unter'm Nachtigallenlied
Kommt der helle Mond und sieht
Mild herab auf dich und mich;
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir,
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist wo jener Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: „Gott ist hier!"

Und nun sie der Wiege entwachsen ist, nun sie das erste wirkliche Bett zum Lager erhalten hat, kann sie auch schon an eine Reise denken. Unsere Freundin kam aus der Heimath unsrer Tante zurück und brachte die Bitte der Großmutter, der Urgroßmutter meiner Tochter, recht bald zum Besuch zu kommen. „Aber, hatte letztre hinzugefügt, ohne Bertha braucht sie gleich gar nicht zu kommen." So hängt sie an der Urenkelin, nur um des Kindes willen macht sie die Einladung.

Ein heiliger Schauer überfällt mich bei dieser Botschaft. Aus der fernen Vergangenheit, die schon längst der Geschichte anheimgefallen ist, reicht die Greisin, die aus dem Schatz ihrer Erinnerung die Werke unserer Historiker durch anziehende Einzelheiten ergänzt oder erläutert, der Urenkelin in die ferne Zukunft hinüber die Hand; sichtbarlich und doch geheimnißvoll verketten sich die entferntesten Geschlechter, und wenn ich das Räthsel des Lebens überdenke, so finde ich keine andere Antwort, als: es ist die Ewigkeit selbst.

Die erste Reise! Was drängt sich Alles darin zusammen, welche Unzahl von Aussichten und Hoffnungen eröffnet sich auf ihr vor dem jungen Wandrer! Da liegt sie nun ausgebreitet, die große, reiche Welt, in die der neue Mensch hineinzieht, darin er leben und wirken wird, darin ihm Freuden und Genüsse, vielleicht auch Sorgen und Enttäuschungen winken, darin er sich anbauen soll. Noch lacht er ihr selbst, unerfahren, entgegen; es ist schön, daß er mit Vertrauen in sie tritt, denn darauf stützt sich der Muth; die Gefahren kommen schon, Hindernisse, wohl auch Feinde treten ihm entgegen; wenn er dann nur das Vertrauen zu sich selbst bewahrt, so ist er geborgen, denn nur der Gute hat dies und der Gute steht im Bunde mit Gott.

Sorge, mein Kind, daß dir dies nie mangle, daß der Spiegel deiner Seele rein bleibe wie jetzt, da sich zum ersten Mal die weite Welt darin abmalt!

Ein altes Sprichwort sagt: Aller Anfang ist schwer. Nichts ist falscher. Goethe sagt dagegen, und er hat Recht: „Aller Anfang ist heiter; die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn."

Mit jedem neuen Mitglied einer Familie geht auch den Aeltern eine neue Lebenssonne auf und verschönt ihre eigenen Tage. Je bejahrter aber man ist, um so wärmer küßt uns der junge Strahl, und so schreibt uns denn auch die Tante, die das Kind hinüber begleitet hat: „Wir verleben glückliche Tage, Großmutter ist stolz

auf ihre Urenkelin; alle Bekannte klopfen bei uns an und wollen die Kleine sehen."

Großmama vergißt fast ihre Blumen und Vögel zu pflegen, die Freude und den Trost ihrer Wittweneinsamkeit. Hat sie doch die schönste lebendige Blume in dem Kinde vor sich, und sein holdes Geplauder klingt ihr lieblicher als alles Geträller und Gezwitscher der Finken und Zeisige.

Aber wir Zurückgebliebenen fühlen die Einsamkeit schmerzlich; das Kind ist ein Bindestrich zwischen den Gatten, aber es ist auch eine Linie der Trennung. Nie wieder genügen sich die liebendsten Gatten allein, sobald ihnen ein Kind geboren ist; in diesem finden sie sich von nun an wieder. Und so erwarteten wir mit Ungeduld im Bahnhofe den Zug, der sie zurückführte, und der Vater ließ sich von dem Dienstmädchen die süße Last nicht abnehmen, auf seinen Armen trug er sie heim.

Horch, wie, fröstelnd durch's Mark, durch die Scheite die Sägen dort kreischen!
Schaurig süßes Gefühl, traulicher Winter, du nahst!

Als Student parodirte ich einmal mit diesen Worten die bekannten Verse von Uhland; aber die Parodie meint es gut. Im Frühling vertheilen sich die Menschen in die neu aufblühende Welt, zerstreuen sich, trennen sich wohl gar. Im Winter schließen sie sich eng aneinander; was Schiller von der Abendzeit sagt, gilt für den ganzen langen Abend des Jahres, den Winter. Um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner. Nicht nur die Plaudereien werden da herzlicher, auch die

redenden Künste finden in dieser Jahreszeit die schönste Pflege.

Vor Allem aber schließt sich der Familienkreis im Winter traulicher zusammen. Es ist als ob, während draußen der Sturm tobt und der Schnee durch die Luft wirbelt, sich die Herzen gegenseitig an einander erwärmen wollten, wenn in den langen Abenden die Glieder der Familie um den Tisch vereinigt sitzen, auf welchem die freundliche Lampe brennt. Während am Fenster die Eisblumen starren, blüht in dem trauten Gemach das Gemüth des Menschen um so schöner auf und scheint, eine würzige Blume, von all den Düften erfüllt, die es im Frühling und Sommer eingesogen hat.

Für uns aber hat der Winter einen neuen Reiz, denn bald soll eine neue Blume im Garten unserer Häuslichkeit erblühen, zu dem Erstgebornen ein zweites Kind sich gesellen. Und wie ich so mit der glücklichen Mutter vor der Wiege stehe, die auf dasselbe wartet, und wir dieselbe unter fröhlichem Gescherze ordnen, da hat Bertha an der Thür gelauscht, das Alles ist ihr aufgefallen, sie zupft die Tante bedeutungsvoll und doch wie mit Geheimnißkrämerei am Kleide, daß sie ihr folgen soll, und nun sind die glücklichsten Menschen vereinigt im engsten Raume.

Ich sah einmal — es war auf verschiedenen Ausstellungen ausgestellt — ein liebliches Gemälde von einem belgischen Maler, Willems, mit der Aufschrift „der Verlobungsring.“ Ein junger Mann steckt an den Finger der sanft erröthenden Braut den goldnen Reif, der sie beide einander versprechen soll; Alles um sie her athmet

Glück und heitern idyllischen Frieden; es ist ein glückliches Paar.

Aber seliger als der süße Rausch der Verlobung, da die jungen Herzen in den Träumen von wonniger Zukunft schwelgen, ist der Bund der Ehe, wenn um die treue Gattin die blühenden Kinder aufwachsen und Eines um das Andere wetteifert in beglückender Liebe. Denn die Krone der Schöpfung ist nicht die reizende Jungfrau in dem Prangen der Jugend, noch weniger jene stolze Dame, die in der glänzenden Gesellschaft durch ihre üppige Schönheit zu bezaubern sucht und mit eitler Selbstgefälligkeit nur ihr eigenes Bild in den Augen der Bewunderer sich spiegeln sieht; nein, es ist „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, im häuslichen Kreise," wie sie Schiller mit homerischer Würde und Einfalt schildert, und wie sie ein moderner, französischer Dichter, Boulay-Paty, in folgendem Sonett feiert:

Sie drückt, die sie gesäugt, die Söhn' in ihre Arme,
In Zärtlichkeit schmilzt hin ihr ganzes Mutterwesen,
Nur Sorg' und Liebe ist in Zug und Blick zu lesen,
Und all ihr Herz verhaucht ihr Kuß, der seelenwarme.

Froh bei der Kinder Glück, weint sie bei ihrem Harme;
Es ist die Weltlust nie von Reiz für sie gewesen;
Beglückt und heißgeliebt im Kreis der theuren Wesen,
Was kümmert sie die Welt, die weite, ach! die arme!

Wie steht sie doch so hoch ob den koketten Frauen,
Die, ihren Kindern fremd, nur auf Erobr'ung schauen,
So hoch ob ihnen da in edler Einfachheit!

In dunkler Nacht erglänzt der Diamant, der reine;
So leuchtest, ein Rubin in keuschem Liebesschreine,
Häusliche Mutter, du in deiner Dunkelheit.

Da scholl vom lauten Forum der Welt, wo die Parteien sich streiten und bekämpfen, ein sonderbarer Ruf in das enge Heiligthum meines häuslichen Glückes, der Ruf der Frauen nach dem Besitz der staatsbürgerlichen Rechte, nach politischer Gleichstellung mit den Männern. Ich muß gestehen, in diesem Augenblick ist dieser Ruf für mich ein schriller Mißklang, er ist mir sogar unverständlich. In der wahren Ehe kann ein solcher Ruf gar nicht aufkommen, denn in derselben bilden Mann und Frau Ein Wesen; wo dies nicht der Fall ist, haben fremde Beweggründe die Ehe gestiftet.

Es ist mir geradezu etwas Ungeheuerliches, Mann und Frau nach verschiednen politischen Parteirichtungen hin auseinander gehen zu sehen, den Parteikampf in die Häuslichkeit getragen zu sehen, wo nur die Versöhnung walten soll. Mögen sich die künftigen Gatten in jeder Hinsicht vor dem Schließen des Bundes prüfen, auch in politischer, ob sie zusammenharmoniren; aber in der Ehe herrsche die Eintracht! Ich hoffe, daß Deutschland vor dieser ungeheuerlichen Verirrung bewahrt bleiben wird.

Sie ist da. Wer? Nun, das kleine Schwesterchen, das wir erwartet haben, die künftige Gespielin unsrer Bertha. Es mußte so sein. Eine wird zu sehr verzärtelt, wird zum Abgott; wenn sich die Liebe auf mehrere Kinder vertheilt, wird sie gerechter. Schwächen und Fehler, die man übersah, treten durch den Vergleich an's Licht; die zu große Nachsicht, die man für die Einzige hatte, wird auf ein rechtes Maß zurückgeführt, sobald man bei der Zweiten Tugenden, Liebenswürdigkeiten,

Reize entdeckt, die der Ersten fehlen. Und dann liebt man die Eine nicht mehr als die Andre, ja „Beide sind sie uns gleich liebe Kinder," wie Schiller seinen Tell sagen läßt. Und nun stehe ich an deiner Wiege, mein liebes zweites Töchterchen, und schaue dem Wunder deines Lebens zu, wie vorher dem Leben deiner Schwester. Du bist ruhiger, stiller als sie, und ich suche nach Worten, die mir meine Gefühle klar machen sollen. Und siehe, da kommt der geniale Friedrich Hebbel, der gewaltige Tragöde, und reicht mir sein Lied „Auf ein schlummerndes Kind":

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst:
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?

Mein Herz ist voll Jubel über das wachsende Glück, und heute ist Schiller's Geburtstag. Da schlage ich seine Gedichte auf und lese zu seiner Feier und zur Feier meines Glückes sein wonnetrunknes Lied an die Freude. Alle Genüsse, alle Freuden, die höchsten himmlischen wie die irdischesten, vermählen sich darin zur hin-

reißendsten Symphonie, flößen dem Verzweifeltsten neuen Muth ein und begeistern Alles, was da lebt und athmet mit fühlender Seele, zur edelsten Tugend, zum heiligen Aufschwung zu Gott.

Ja, was den großen Ring bewohnet, huldige der Sympathie! sagt der Dichter, denn alle Menschen werden Brüder, wo der Freude Flügel weilt. Und dann fährt er fort:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und —

aber lese ich recht? Hat er nicht gesagt: „Alle Menschen werden Brüder, wo der Freude Flügel weilt?" Ruft er nicht Alles auf, was den großen Ring bewohnet, der Sympathie zu huldigen? Und plötzlich, wo er alle Glücklichen aufruft in den großen Ring zu treten, grade da stößt er den Unglücklichsten auf Erden, den Einsamen, unerbittlich mit seinem Gram und Jammer im verstörten Herzen aus dem frohen Reihen hinaus in die kalte Finsterniß, denn er spricht:

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund!

Aber steht das nicht in geradem Gegensatz zu seinen eigenen spätern Worten? Denn er sagt bald darauf:

Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun!

Ganz gewiß sind die obigen harten Worte ein grausamer Widerspruch mit dem Grundton des ganzen Gedichts, und wären unbegreiflich, wenn man sie aus dem Gemüthe des Dichters, nicht aus seiner dichterischen Natur und Anlage erklären wollte. Nach meiner Meinung mischte sich in dem Augenblick des Schaffens sein dramatischer Genius in den lyrischen Erguß. Alle die die Wonne der Sympathie empfinden, die Freunde eines Freundes, die Gatten eines holden Weibes erscheinen auf den Ruf des Dichters; da findet sich plötzlich in der frohen Menge ein Unglücklicher, den Widerwärtigkeiten irgend welcher Art verhindert haben eine gleichgestimmte Seele zu finden, mit der er sympathisiren könnte; er fühlt sich einsam in der jubelnden Schaar, deren Glück ihn seine Einsamkeit um so schmerzlicher empfinden läßt, und weinend stiehlt er sich hinweg aus dem Bunde der Freude.

So erschien dies gewissermaßen als Scene eines Theaterstückes dem dramatischen Dichter, und der lyrische hat sich von ihm überrumpeln lassen. Können wir's aber gelten lassen? Können wir die Hartherzigkeit haben, in dem Augenblick, wo uns die Sympathie mit einem uns liebenden Wesen mit der seligsten Freude erfüllt, den unglücklichen Einsamen von uns weg in seine Einsamkeit zu verstoßen? Nein,

> Gram und Armuth soll sich melden,
> Mit uns Frohen sich erfreun!

Wir, denen der große Wurf gelungen ist, eines Freundes Freund zu sein, wir die wir ein holdes Weib errungen haben, wir wollen, daß alle Welt

sich mit uns freue, und rufen Alle auf, sich uns anzuschließen,

Ja — wer auch nur Eine Seele,
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer einsam noch, der wähle,
Finde sie in unserm Bund!

Diese Aenderung des Schiller'schen Textes brachte ich, mein liebes zweites Töchterchen, wenige Tage nach deiner Geburt in meine Ausgabe von Schillers Gedichten an. Sie sei dir eine stete Mahnung zur frommen Sympathie mit deinen Mitmenschen, mit den Nothleidenden besonders. Sympathie ist ja dein eigentlicher Beruf, denn damit deine Schwester eine Gefährtin habe, deswegen hat dich Gott in's Leben gerufen. Zu Zweien sollt ihr durch's Leben wandeln, wie Antigone und Ismene, vielleicht wohl gar — denn der Grazien sind drei — dereinst zu Dreien. Liebt euch unter einander als treue Schwestern und habt auch stets ein zartes Mitgefühl mit den andern Brüdern und Schwestern der großen Menschenfamilie, wenn ihr sie einsam seht und verlassen. Denn die Sympathie mit unsern Nebenmenschen leitet zu den Sternen, „wo ein lieber Vater wohnet."

Die Beschäftigung mit der kleinen Schwester zieht mich doch ein wenig von der Beobachtung der älteren ab; es freut mich wieder die Scenen zu durchleben, die mich im vorigen Jahre mit Freude und Bewunderung erfüllten. Das Wachsen der Erstgeborenen scheint neben dem neuen Leben an räthselhaftem Reiz zu verlieren, die sich mehren-

den Mühen und Sorgen stören oder erschweren auch die Beobachtung. Wohl kommen dann freundliche Scenen und Bilder, wo die beiden zarten Existenzen schwesterlich in einander spielen; aber im Allgemeinen ist doch die ältere der jüngeren zu weit voraus, um mit ihr schon zu verkehren, zu spielen. An dem Weihnachtsbaume war die Freude noch unverhältnißmäßig vertheilt, nur Bertha hatte den rechten Genuß; aber sonderbar, beim Eintritt in das hell erleuchtete Zimmer empfand sie vielmehr einen Schreck vor den vielen Lichtern, bis dann die kleinen Puppen und Spielsachen ihren Geist erheiterten.

Eine der liebsten Unterhaltungen, die wir an den beiden Lagern führen, betrifft die Verschiedenheit der Anlagen und des Gemüthes, und wir fragen uns dann, was wohl der Einen mehr zusagen, womit die Andere sich lieber beschäftigen werde. Der Gaben sind ja mancherlei, aber eine jede hat ihren eigenen Reiz, und Elternherzen lieben ihre Kinder alle gleichmäßig. Nicht so Fremde, z. B. Lehrer, Lehrherren, die natürlich die liebevolle Nachsicht der Eltern nicht haben, die oft schablonenmäßig nach ihrer Hausregel urtheilen, worin sich das fremde Kind nicht allemal fügt. Es mag schwer zu vermeiden sein — verständigen gemüthsvollen Lehrern und Lehrherren gelingt es zuweilen mit mehr oder minder Glück —, aber diese gleichmäßige Behandlung der verschiedensten Anlagen und Charaktere verbittert wohl mancher jungen Menschenseele das Gedeihen. Von einem angenommenen Prinzip, einer vorgefaßten Meinung ausgehend, will man danach Naturen regeln, die vielleicht nach der entgegengesetzten Richtung hin neigen. In keinem Fache sollte mehr der Individualität

Rechnung getragen werden als in der Erziehung, in keinem geschieht es wohl weniger.

Den armen Mädchen namentlich macht das viel zu schaffen. Unsere Zeit verlangt viel Kenntnisse und diese sollen die Mädchen gerade in dem Alter erwerben, wo eigentlich das leibliche Gedeihen mehr gefördert werden sollte, wo der zarte Organismus gerade die größte Behutsamkeit in der Pflege verlangt. Nun giebt es in zahlreichen Familien fast immer eine Tochter, die durch größere geistige Anlagen glänzt, während die andern mehr Vorliebe und Geschick zu den sogenannten Arbeiten der Wirthschaft zeigen; und Niemand denkt von den Letztern darum geringer. Nun kommen sie aber in die Schule, wo nach einem starren Programm ein gewisses Pensum alljährlich abgehaspelt wird. Bei dem geistig glänzendern Mädchen ist dem Lehrer die ihm vorgeschriebene Arbeit leicht geworden, bei dem andern Mädchen aber, das mehr zu wirthschaftlichen Tugenden hinneigt, wird dem Lehrer, der auch nach der Schablone beurtheilt wird, seine Aufgabe sehr erschwert, und dem armen Opfer der Schule die Kindheit recht verbittert. Da fallen nun die härtesten lieblosesten Urtheile über das Mädchen. Unverstand! Ist es denn unbedingt nöthig, daß jedes Mädchen alle Wissenschaften und Sprachen erlernt? kann sie sich im Leben nicht anderswie nützlich machen?

Einer der größten Dichter und Menschenkenner, Molière, hat sogar den letztern, den wirthschaftlichen, den Vorzug vor den „gelehrten Frauen" gegeben. Freilich hat im selben Jahrhundert Fénelon die ersten Grundlinien für den höhern Unterricht des weiblichen Geschlechts gezeichnet, und Beider Zeitgenossin, Frau von Sévigné,

„die christliche Philosophin", wie man sie genannt hat, hat gezeigt, wie ein weibliches Gemüth mit der gefühlvollsten Zartheit die ausgebreitetsten Kenntnisse verbinden kann, ohne nur im Geringsten gelehrte Pedanterie zur Schau zu tragen.

Zwar ist in unserer Zeit die Frage nach dem Erwerb auch an das weibliche Geschlecht herangetreten und hat dies gezwungen zu Beschäftigungen zu greifen, die bisher nur des Mannes Antheil waren. Dem Verfasser dieses Tagebuchs hat dies immer ein Nothbehelf geschienen, der natürliche Beruf des Weibes ist und bleibt immer der: Hausfrau und Mutter zu werden; zu bedauern sind diejenigen Mädchen, denen unglückliche ökonomische Verhältnisse es schwer oder unmöglich machen, diese Aufgabe zu erfüllen. Es liegt sogar Gefahr darin, daß das Eintreten der Frauen in Wirkungskreise der Männer immer mehr überhand nimmt, die ganze ökonomische und sociale Ordnung droht auf den Kopf gestellt zu werden.

Außerdem fangen die Gefahren der sogenannten weiblichen Bildung fast an, größer zu werden als deren Vorzüge. Unfruchtbare Eitelkeit, Untauglichkeit zu der Erfüllung der unumgänglichen häuslichen Pflichten zeigen sich schon da und dort. Da ist es denn um so dringender geworden, das rechte Maß zu halten. Geht doch unser Goethe, dieser erfahrene Weltmann und tiefe Denker, dessen Gretchen übrigens den gelehrten Faust gerade durch ihre unwissende Naivetät so entzückt, so weit, daß er in einer köstlichen Epistel aus der glücklichen Wirthschaft alle Bücherei hinauswirft. Was sagen denn unsre gelehrten Schriftstellerinnen dazu, die die weibliche Bildung

(sie meinen damit die Kenntnisse in Wissenschaften und Sprachen) nicht hoch genug treiben können? Sie haben die Stelle gewiß ganz vergessen; ich will sie daher zu ihrer Beachtung hersetzen. Auch zu eurem Troste, meine lieben Töchter, wenn ja Eine von euch wenig Anlage dazu verspüren sollte, Doctorin der Philosophie oder Medicin zu werden und sich lieber in Küche und Keller, in Hof und Garten tummeln wollte. Folgendes sind die Verse von Goethe.

Epistel von Goethe.

Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gieb nur dem Einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der Andern die Küche zum Reich; da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles was ihr die Jahreszeit giebt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,

Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Biegeln,
Hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gossen kehrt und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal!
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Das stimmt nun freilich nicht mit der frommen Idylle von Bethanien zusammen; da hatte die wirthliche Martha wohl viel Sorge und Mühe, aber die andächtige Maria hatte das gute Theil erwählet. Es war auch von Goethe nicht so gar ernst gemeint. Auch die liebendsten Herzen können nicht immer von sich allein reden, die Unterhaltung bedarf der Nahrung und da ist denn einige Belesenheit wohl am Platze, um die Lücken auszufüllen, wenn das Gespräch einmal in's Stocken geräth. Und was unsre Dichter Gutes und Großes geschaffen haben, veredelt die Herzen und den gegenseitigen Verkehr. Wenn die junge Gattin in „Hermann und Dorothea" die wunderliebliche Stelle von dem Zusammentreffen der beiden glücklichen Wesen liest, die Gott für einander bestimmt hat, die er zusammengeführt hat aus der weitesten Ferne, flüchtig das eine, heimisch das andre, und deren Vereinigung welterschütternde Ereignisse herbeiführen mußten, wenn sie nun an die Worte kommt:

Also sprach sie, und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt, und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug, und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und winkten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.

— dann, des eignen Schicksals gedenkend, neigt sie wohl sinnend das schöne Haupt und darauf, es wieder erhebend, blickt sie lächelnd den Gatten an, mit dem der Himmel sie gleich wunderbar zusammengeführt hat. Sind diese Augenblicke, wo das eigene Glück sich im

fremden Kunstwerk spiegelt, wo die Dichtung des großen Genius ungeahnt dies eigene Glück mit allem Zauber der Poesie verklärt, nicht Augenblicke seliger Ueberraschung? Ist es da nicht, als ob eine heilige unsichtbare Macht von himmlischer Höhe herab auf die Stirn der beiden Gatten den Kuß der segnenden Weihe drücke?

Gewiß, gute Bücher sind gute Freunde, und die Bereicherung des Geistes mit den Schätzen der Litteratur beglückt auch das Gemüth und vermehrt die geselligen Freuden.

Aber wir leben nicht nur für uns allein, wir gehören zugleich der Welt an, und außer der litterarischen Bildung, der wir künstlerische Genüsse und Stunden der Erhebung verdanken, bedürfen wir auch eigentlicher Kenntnisse. Bei dem ungeheuern Weltverkehr, der bald uns in die Ferne, bald entfernte Fremde zu uns führt, brauchen wir auch Sprachkenntnisse, und so sollen denn auch meine Kinder sich die drei Weltsprachen, Deutsch, Französisch und Englisch, aneignen. Neben dem Deutschen sollen sie vorerst das Französische lernen, gerade wegen der großen Verschiedenheit des Geistes der beiden Sprachen; das verwandtere Englische folgt dann später. Es gelingt auch den Kleinen.

Und hier mache ich nun eigenthümliche Beobachtungen. All die Mannigfaltigkeiten der Wortbildung, die von den Philologen bei dem Studium todter Sprachen studirt werden, sie finden sich in dem lebenden Munde jedes Kindes wieder, das eben zu sprechen anfängt. Wie schon gesagt, bei dem Kinde soll der Gelehrte in die Schule gehn.

Ich mache diese Bemerkungen besonders, wenn

Bertha das Französische nachspricht, das den Lippen auch leichter wird. Die sogenannte Reduplication (posco, poposci) kann jede Mutter fortwährend an ihrem Kinde beobachten. Die Versetzung oder Umstellung der Laute innerhalb eines Wortes, wonach z. B. aus dem Lateinischen vervex das französische brebis, aus forma das französische fromage geworden ist, ist ganz der Jugend eines Volkes und somit auch dem kindlichen Alter angemessen, denn sie beruht, neben der Wahlverwandtschaft der Laute, besonders auf unsicherer Auffassung, und so sagt auch Bertha nicht gamin nach, sondern maguin, nicht couper, sondern pouquer.

Interessanter war mir die Mutation der Consonanten; statt Vater sagte sie Tader, ganz wie die keltische Sprache in der Bretagne tad für pater sagt. Daß die „flüssigen" Consonanten von ihr verwechselt werden, war leichter erklärlich, so spricht sie calotte statt carotte, bolhomme statt bonhomme. Und wie r mit s wechselt (wie z. B. aus Frieren der Frost entsteht), so ruft sie Masie statt Marie.

Aber noch etwas Eigenthümliches ist mir aufgefallen. In dem erwähnten keltischen Dialekt (der Zufall hat mich damit bekannt gemacht) ist das s in dem Worte „Schwester" zu dem Kehllaute c'h geworden, das lateinische soror heißt darin c'hoar. Sonderbar! aus dem ihr an der Wiege von Schwesterchen vorgesprochnen soeur hat Bertha gögör gebildet, also einen Kehllaut mit Reduplication an die Stelle des s gesetzt.

Zu seiner Erholung mag der Philolog, wo ihm die Gelegenheit winkt, derlei Beobachtungen anstellen, die Mütter werden diese vergleichenden Sprachstudien bald

über dem Küssen vergessen. So macht es wenigstens meine Frau. Wenn sie Bertha auf dem Arme hat und ihr nun mit dem Finger unter gleichzeitigem Aussprechen des deutschen Namens ihre Glieder bezeichnet: „das ist mein Auge, das ist mein Ohr," so geht das eben so lange, bis sie zu sagen hat: „das ist mein Mund", da hört aber der Sprachunterricht auf und „ja, das ist mein Mund!" sagt sie und nimmt mit herzigem Kusse davon Besitz.

Wir haben eine herzerfreuende Entdeckung gemacht: sie liebt ihr Schwesterchen. Auf dem Jahrmarkt war ein Wachsfigurenkabinet zu sehen, wir traten ein. Die bunten Gestalten und Gruppen machten lebhaften Eindruck auf Bertha, die Alles mit neugierigem Staunen betrachtete. Plötzlich sah sie im Hintergrunde einen Löwen, der ein zartes Kind in weißem Hemdchen mit den Zähnen gepackt hielt, Blutstropfen schienen aus dem kleinen Körper zu fließen. Als sie der Gruppe ansichtig ward, war sie von Entsetzen ergriffen, das Blut stieg ihr zu Kopf, sie glaubte in dem wächsernen Kinde ihr Schwesterchen zu erblicken, und mit einem Angstschrei stieß sie ein gögör! aus. Wir mußten rasch mit ihr forteilen, die Aufregung hätte ihr schaden können. Aber es freute die Eltern zu sehn, wie das kleine Mädchen auch in der Entfernung noch das Bild der Schwester im Herzen trägt.

Glücklicher Weise wechseln im Kinde die Eindrücke rasch, auch dieser letztere war bald unter den bunten Buden verwischt und wir sahen, daß sie nun nicht nur wie ein Wieselchen laufen, daß sie uns auch entlaufen

konnte. Sie hatte eben mit uns in einer Bude allerlei Ansichten von fernen Städten und Ländern bewundert und wir standen nun wieder draußen, zerstreut die wogende Menschenmenge betrachtend, als wir plötzlich das Kind vermißten. Wir riefen, wir suchten, umsonst! Sie war nicht zu sehen, nicht zu hören. Und in der Menge, wo allerlei fremde Marktschreier, Seiltänzer, Kunstreiter u. s. w. ihr Wesen trieben. Welcher Schreck! Im Mutterherzen welche Angst! Und — war in meiner Kindheit „Preciosa" nicht noch ein ziemlich neues Stück, das plötzlich vor meinen Vaterblicken mit aller Frische des ersten Eindrucks wieder aufstand. Wie? wenn Zigeuner das Kind gestohlen hätten!

Ja, hinterher hat man leicht lachen. Aber in dem Augenblick wird man von der Schauerromantik des Kinderraubes ganz gefangen und geblendet, bis uns endlich der Gedanke kam, daß die Neugierde sie wieder in das Panorama zurückgeführt haben könnte. Richtig, da stand sie. Welches Paradies auf Erden mochte wohl ihren Blick gefesselt haben? So entläuft sie uns einst doch — in das Paradies *ihrer* Häuslichkeit!

O, das bunte Jahrmarktsspiel, das unser Leben ist. Alles ist in ewiger Wandlung, ein buntes Bild jagt das andre; nirgends haften wir. Kaum haben wir gesagt: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! so müssen wir wieder aufbrechen und weiter ziehen. Was sprechen wir von dem Nomadenleben vergangener Epochen oder ferner Gegenden? In unsrer modernen Gesellschaft führen die meisten ein Nomadenleben.

Es ist ein schönes Wort, das wir im Munde führen:

unsre Häuslichkeit, der häusliche Herd. Aber wie Viele denn in unsern Städten, in den großen Städten besonders, können sich eines solchen im eigentlichen Sinne freuen? Sie sind nur Miether d. h. Nomaden. Es ist schon ein Trost, wenn man sich sagen darf, daß das Haus, darin man geboren ward, darin die Mutter geboren wurde, darin später Vater und Mutter gestorben, seit hundert Jahren immer in derselben Familie geblieben und zur Zeit noch ist. Wird man auch durch seinen Beruf gezwungen, anderswo sich einzurichten und sein Lager aufzuschlagen, so hat man doch das wohlthuende Bewußtsein, daß die heilige Stätte, wo seine Eltern gewaltet, nicht in fremden Händen ist, daß der Genius derselben Familie noch immer daselbst das Feuer auf dem Herde anzündet.

Was sprechen wir immer von dem heiligen Boden des Vaterlandes, der die Asche unsrer Lieben birgt, wenn wir gleichgültig bleiben für die eigentliche Stätte unsrer Häuslichkeit, oder wenn wir dieselbe um fremder Laune willen verlassen müssen, Andre da einziehen und sich tummeln sehen müssen, wo noch das Echo unsrer reinsten Freuden, unsrer frömmsten Schmerzen weilt? Zu solchem herzdörrenden Nomadenleben ist ein ganzes Geschlecht, das der Beamten, verurtheilt. Manche werden nirgends heimisch; sie haben ein Vaterland, sie durchziehen es zuweilen von Süd bis Nord, von Ost bis West, aber sie haben keine wahre Häuslichkeit; heuer noch an des Rheines grünen Rebufern, morgen am Saume der polnischen Fichtenwälder, sind sie überall zu Hause, und doch nirgends.

O Häuslichkeit, freundliche Stätte des häuslichen

Herdes, mit Recht verehrten dich die alten Römer gleich einem Heiligthum und stellten da die Bilder ihrer Laren auf, der Schutzgottheiten des Hauses, denn der erste Altar war ein Herd. Und von solchem Standpunkt aus muß ich auch, wie sehr er auch mit dem modernen Privatrecht in Widerstreit geräth, in dem Brauche auf der altsächsischen Erde Norddeutschlands, ein Bauerngut stets nur dem ältesten Sohne zu überlassen, um den die übrigen Geschwister als Hausglieder vereinigt bleiben, einen Zug frommer Verehrung des häuslichen Herdes achten.

Auf altsächsischer, holsatischer Erde auch ist der Dichter geboren, der den Zauber, der uns wie mit religiösen Banden an das Haus unsrer Geburt fesselt, so rührend schön in dem folgenden Gedichte gefeiert hat: Friedrich Hebbel, ein tiefer Geist von kernigem Gemüth, den die Gegenwart über manchen mehr schillernden als glänzenden Poeten zu sehr vergißt. Das Gedicht heißt:

Das alte Haus.

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.

Ich weiß um Alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater war geboren hier
In der gebräunten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der muntre kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenster Schein,
Dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen,
Hat dieses Alles kein Gewicht,
Magst du mich niederbrechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich stehn,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Wehn
Ein Wolkenbruch verbündet.
Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?

Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Es sei zu klein gewesen.

Und wenn es einst zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird dies dich nicht erheben,
Dort wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ist's, als schritten
Die todten Väter all' heraus,
Um für das Haus zu bitten.
Und auch in meiner eignen Brust
Wie ruft so manche alte Lust:
Laß stehn das Haus, laß stehen!

Indessen ist der Mauermann
Schon in's Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an
Und Stein und Ziegel fliegen.
„Still, lieber Meister, geh' von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen!"

Wir ziehen aus; wir verlassen das Haus, meine Kinder, darin ihr geboren seid. Die Wohnung wird zu eng für die wachsende Familie, und ihr bedürft auch zum Gedeihen eines freieren Raumes und eines Gartens, darin ihr die frische Luft athmen könnt. Aber das Herz wird mir schwer bei dem Auszug. Die Stätte verlassen,

wo wir so glücklich gewesen, wo uns Gott vereinigt hatte zum Genuß der reinsten Freuden, zur Feier der frömmsten Stunden, die Wohnung die noch von dem Echo eures ersten Lautes widerhallt!

Es ist, als ob Bertha dies schmerzlich selbst fühlte; mit Beängstigung sieht sie die Möbel, eines nach dem andern, wegtragen; sie jammert, als nun auch ihr eigenes Hausgeräth, ja das Spielzeug selbst fortgeschafft wird, die Tante hat alle Mühe, sie zu trösten und krampfhaft klammert sich das Kind an ihren kleinen Stuhl, damit nicht auch dieser mit fortgetragen werde. Wohl mag es dich bekümmern, diese Wohnung zu verlassen! Als du eben geboren warst, als dein erster Schrei der Welt deine Ankunft verkündete, da tönte im Hofe ein lauter Jubel; Hausbewohner, die noch auf waren und den Schrei vernommen hatten, begrüßten dich und stießen fröhlich auf das Glück deines Lebens an.

Fremde werden nun in diesen Mauern einziehen, die nichts von uns wissen, denen unser Dasein unbekannt ist, die eigenen Freuden, eigenen Sorgen und Geschäften nachgehen. Wer ihr auch seid, ich segne euch; ich segne die freundlichen Räume, die die Zeugen meines reinsten Glückes gewesen sind, daß sie immerdar nur glückliche Menschen sehen und beherbergen mögen; ich segne euch Alle, die ihr sie jemals bewohnt, im tiefsten Danke gegen Gott, der mich und die Meinen hier so wundervoll beglückt hat, und flehe zu ihm, daß er euch so glücklich mache wie mich selbst.

Es gab einmal einen Dichter und Gelehrten — mein Herz sympathisirt vielfach mit ihm —, den das

Schicksal hart geprüft hatte. Als zarter Knabe mußte er mit seinen Eltern die französische Heimath verlassen und sich in Deutschland eine Wohnung gründen. Kein Dichter unsers Vaterlands hat unsre Sprache schöner gehandhabt, keiner ein reicheres treuherzigeres Gemüth in deutschem Liede widergespiegelt als dieser Fremdling aus der Champagne, Adalbert von Chamisso. Während er in der Fremde sich eine zweite Heimath zu gründen suchte, brauste der Sturm der Revolution über seine väterliche Besitzung und fegte sie vom Boden hinweg; über die Stätte, wo das Schloß seiner Ahnen gestanden, ging nun der Ackerpflug. Da, als er schon die ganze Erde umsegelt hatte und schneeiges Haar um sein greises Haupt wallte, da suchten ihn noch einmal die Bilder seiner Kindheit heim. Er sah im Traume das Schloß seiner Väter wieder emporragen, er schüttelt den Feigenbaum im Burghof, er sieht die Fenster, hinter denen er den ersten Traum verträumt hat. Und doch ist es von der Erde verschwunden, der Pflug geht drüber hin.

Er aber grollt dem harten Schicksal nicht, nicht den Menschen; wie der Schiffbrüchige auf Salas y Gomez sieht er gottvertrauend der ewigen Heimath entgegen und spricht den Segen über die Stätte seiner Geburt:

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Nun aber beginnt ein fröhliches Leben in dem neuen Hause, das wir bewohnen; da wird es erst vollzählig; zu der Familie gesellen sich die Hausthiere, auch die

viel verkannte Katze, die sich gerade am treusten an's Haus gewöhnt — sie kommt aus dem großväterlichen Hause, ist also ein Familienband mehr —, und die Kinder gedeihen im Garten und wandeln, Blumen unter Blumen. Vor dem Hause aber fließt der große Strom dahin, ein Bild des menschlichen Lebens; schaukelnde Kähne und bewimpelte Schiffe gleiten vor unsern Augen vorüber, vom Fenster aus schauen wir auf die buntesten Bilder und im Innern des Hauses schallt der fröhlichste Lärm.

Ist euch jemals die schöne Unordnung aufgefallen, die in dem Hause herrscht, wo Kinder sind? Das sind noch junge kinderlose Gatten oder alte Leute, wo Alles fortwährend an seinem bestimmten Platze liegt, wo von früh bis Abend aufgeräumt ist, wo der Suchende auch das kleinste Löffelchen tappend im Finstern an seinem Orte findet. Wo aber Kinder sind — ich meine natürlich: kleine — da ist es unmöglich, Alles und Jedes an seinem Platze festzuhalten, die Kleinen nehmen bald dies bald jenes mit, schleppen es dahin und dorthin, legen ihre Puppen auf's Sopha zur Ruhe, bauen Puppenstuben in der Kinderstube auf und ich habe mich zu wehren, daß sie mir nicht auch mein Arbeitszimmer einnehmen.

Das ist das schöne Bild des Chaos, aus dem die Welt hervorgegangen ist.

Und nun ist es wieder Sommernacht. Keine ist feierlicher als die mondlose. Alle Stimmen des Tages sind verklungen, alle lebenden Wesen schlummern; keines Menschen Stimme, keines Thieres Laut tönt über das

Gefilde, kaum versucht ein Vögelchen im Traume einmal zu singen. Und doch geht geheimnißvoll ein stetes Regen und Rauschen durch die nächtige Stille, die kein Luftzug stört; es flüstert im Grase, es lispelt im Laub, die Wellen des Stromes, deren Rauschen besänftigt ist, scheinen wie im Schlafe zu athmen, und das geistige Ohr vernimmt die leiseste Regung in der geheimsten Werkstätte der Natur. Nur hier und da, dann und wann raschelt der Flügel eines Nachtkäfers, schwirrt eine Mücke im Laube auf, die uns fremdartigsten Geschöpfe der Natur, die sie als ihr Spiel und Eigenthum für sich allein bewahrt zu haben scheint.

Und über diesem scheinbar schlummernden und doch nie rastenden allwaltenden Leben, über dieser vollen prangenden Schönheit ruht tief feierlich der gestirnte Nachthimmel, und die brütende Schöpfung schlummert fromm im heiligen Schooße der Unendlichkeit.

Aber am sonnigen Tage geht die ältere Tochter festen Schrittes mit dem Vater aus und genießt den Anblick des fröhlichen Lebens. Vater und Tochter, die gereifte Kraft und die zart aufblühende Anmuth im traulichen Bunde! O es ist ein beglückendes Gefühl von wunderbarem Zauber, durch die volkbelebten Straßen zu gehen, sein Töchterchen an der Hand!

Sie scheint es selbst wie eine Auszeichnung zu empfinden, denn gemessenen Schrittes und mit fast ernster Haltung geht sie neben mir her, und wenn wir in den Conditorladen treten, um etwas für Schwesterchen mitzunehmen, dann ißt sie das ihr selbst angebotene Stück

nicht, sondern nimmt es, sich selbst beherrschend, mit nach Hause, um es dann in Gesellschaft zu verzehren.

So bin ich denn festgekettet an das Leben. Die stärksten Bande sind die der Familie; die sittliche Wirkung derselben ist unberechenbar, und der unvorsichtige Staatsmann, der leichtsinnige Nationalökonom, der durch verkehrte Maßregeln oder durch sträfliches Gehenlassen den Sinn für die Gründung einer Familie erkalten läßt oder untergräbt, gräbt einer ganzen Civilisation das Grab.

Der Herbst naht, schon lagert sich der Nebel auf den Fluß und früher dämmert der Abend. Ich stehe am Ufer, langsam gleitet ein Kahn hinunter; ich dachte an die Tage, wo ich noch einzeln dastand, wie oft nicht war ich da lebenssatt! Für wen, für was lebte ich, arbeitete ich denn? Da schlich ich müde im Leben hin und schrieb dies Lied vom Einsamen:

Der Abend dunkelt; der Himmel
Hängt grau und feucht herab;
Ein Nachen gleitet einsam
Im Nebel den Fluß hinab.

An beiden Ufern wird es
In allen Häusern licht,
In allen Stuben zündet
Man an das Abendlicht.

Beim Mahl in frohen Scherzen
Sitzt Alles um den Tisch,
Um Vater und Mutter wimmeln
Die Kinder in buntem Gemisch.

Der Schiffer in seinem Nachen
Hört, wie man scherzt und lacht;
Es tönt das glückliche Plaudern
Hinaus in die schweigende Nacht.

Der Nachen aber gleitet
Vorüber am Lichterschein,
An dem fröhlichen Lärm in den Häusern
Still in die Nacht hinein.

Er gleitet den Strom hinunter,
Um ihn wird's öd' und leer;
So treibt er einsam im Finstern
Hinab zum wüsten Meer.

O Nachen, du Bild meiner Tage,
Es treibt mein Lebenskahn
Freudlos und still im Finstern
Hinab die eilende Bahn.

Vorüber an liebenden Menschen,
An traulicher Häuslichkeit,
Vorüber am Glücke wall' ich
In kalter Einsamkeit.

Dem trauernden Herbste folgt wieder der trauliche Winter. Wer vermag sie all' zu zählen, die glücklichen Augenblicke, die heiteren Scenen, die unschuldigen Spiele, die das Innere des Hauses erheitern, während draußen der Schneesturm tobt? Und die Wärme, die sich vom häuslichen Herde verbreitet, belebt nicht nur den Leib mit Lebenskraft, es ist auch eine sittliche Gluth, die von da ausgeht und die Seele begeistert zum edelsten Streben.

Schwesterchen scheint früh laufen lernen zu wollen; schon belebt sie die Geselligkeit durch ihr behendes Wesen. Wenn ich ausnahmsweise früh auf meinem Arbeitszimmer einen Kaffee trinke, dann kommt Bertha die Treppe herauf und holt sich bei mir das ihr bestimmte Stück Zucker in Kaffee getaucht. Da mag sich denn Schwesterchen gesagt haben: „Ich gehöre doch auch zur Familie; kann ich denn nicht auch von der Partie sein?“ Und sie klimmt auf allen Vieren die Treppe herauf und solche Anstrengung, solches Vertrauen sollte keine Belohnung verdienen? Gewiß.

Weil sie etwas kleiner und zierlicher ist als die Erstgeborne, behandelt man sie etwas spaßhaft; das stimmt sie wieder neckisch, ja schelmisch. So bilden sich die mannigfachen Charaktere einer Familie. Man hat wohl noch nicht genug die Einwirkung der ersten Behandlung auf den kindlichen Charakter beachtet.

Bertha ist nun auch an Geist reifer geworden. Als sie neulich beim Frühkaffee neben mir saß und ihr überzähliges Täßchen austrank, besuchte mich ein Herr. Wir hatten von Geschäften zu sprechen. Bertha glaubte sich aber verpflichtet, als junges Fräulein vom Hause den fremden Herrn auch zu unterhalten, und erzählte ihm denn in anständig ernstem Tone, daß sie nun auch eine neue Puppe erhalten hätte, daß dieselbe das und das Kleid trage u. s. w., ganz wie wenn sie vom letzten Concert spräche. Zuletzt muß sie der Vater mit einem freundlichen Auftrage fortschicken, damit sie nicht etwa noch weitere Toilettengeheimnisse auskrame.

Mutterherz, o Mutterherz!
Ach! wer senkte diese Regung,
Diese fluthende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz
Süß und schauervoll in dich?
Gott, der Herzensbilder,
Sprach zur rothen Fluth
In den Adern: Milder
Fließe, still und gut!

Und da strömten Flammen,
Alle himmelwärts,
In der Brust zusammen,
Und es ward ein Mutterherz.
Mutterherz, o Mutterherz!
Diese liebevolle Regung,
Diese fluthende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz
Senkt' ein Gott, ein Gott in dich!

Diese Verse von Friedrich Schubart, Schillers genialem Landsmann und Vorläufer, kamen mir dieser Tage wieder in's Gedächtniß, als Schwesterchen krank war, gefährlich krank, und die Mutter besorgt und pflegend nicht vom Bette wich.

Dem Mann ist ein hartes Schicksal auferlegt: er ist die Stütze der Familie, er ist ihr Gründer, und doch bleibt er ihr, in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, zu seinem eignen Leid, oft ziemlich fremd und fern. Das gilt namentlich von Beamten — und in unserm nur zu verkünstelten modernen Staatswesen wächst die Zahl der Beamten legionenhaft heran —; wochenlang sieht ihn seine Familie oft nur auf wenige Minuten bei Tische, dann muß er wieder in's Bureau, und alle wirth=

schaftliche und sittliche Pflege der Familie ist allein der Mutter anvertraut.

Der Mann kann sich ferner dem öffentlichen Leben nicht ganz entziehen. Die bürgerliche Gesellschaft besteht nicht blos aus Einer Familie, Millionen von Kreisen verschlingen sich in einander, um den Staat zu bilden, dessen Leitung vor Allem dem Manne zukommt. Da ist denn der Mann gezwungen, aus dem eigenen häuslichen Kreise herauszutreten, sich mit den andern in Verbindung zu setzen, dem großen öffentlichen Leben seine Kräfte zu widmen, auf dessen Ordnung das Wohl der eignen Familie beruht.

So ist denn die Hausfrau der moralische Hort der Familie. Um sie gruppirt sich die ganze Häuslichkeit. Sie ist es, die das Feuer auf dem Herde anzündet, die des Lichts gesell'ge Flamme auf den Tisch stellt, um den sich die häusliche Tafelrunde versammelt, sie ist es, die den Tisch besorgt zum erquickenden Mahl. Wo sie es nicht selbst mit eigenen Händen verrichtet, gebietet und überwacht sie doch diese Arbeit. Zu der materiellen Pflege fügt sie die gemüthliche, die sittliche. An ihr liebendes Herz schließen sich alle Glieder des Hauses vertrauend an, sie versöhnt was der Mann durch seine Schroffheit verletzt hat, sie lindert mit balsamischem Trost die Wunden, die dem Manne das feindliche Leben, die er vielleicht sich selbst schlägt. Darum beteten auch die heidnischen Völker der indo-europäischen Race, bei denen das Familienleben am meisten ausgebildet war, die Römer und die Germanen, die waltende Macht der Häuslichkeit als eine Göttin an, Vesta nannten sie jene, Frigga diese. Darum haben auch die Dichter die Wirksamkeit

der Hausfrau mit dem Zauber ihre melodischen Sprache gefeiert, Gabriel Legouvé in seinem jetzt zu sehr vernachlässigten Mérite des femmes, Friedrich Schiller in der „Würde der Frauen“.

Es ist mit diesem Gedichte wie mit den Genüssen, die uns alltäglich wiederkehren und die wir daher zuletzt zu schätzen verlernen, und dann — jeder hat ja seinen Schiller einmal durchgelesen, er hat ihn auf dem Bücherbrett stehen, er glaubt ihn damit auch im Kopfe zu haben, vergißt aber eben darum die kernigsten Gedichte um so leichter. Ich betone daher dieses Gedicht hier absichtlich und bitte Alle, es mit dem Nachdenken zu überlesen, dessen man bedarf um den reichen tiefen Gedankeninhalt davon zu erforschen.

Wenn ich Abends aus den Kreisen, in denen ich die Angelegenheiten des Berufs oder die allgemeineren der Gesellschaft und des Staates besprochen hatte, längs des Stromufers im Schneesturm nach Hause kam und dann im wohlverschlossenen Zimmer die Mutter mit der Tante an der Wiege des kranken Kindes wachen sah, dessen Augenlicht fast zu verlöschen, dessen Athem auszugehen drohte, eine Gefahr die ich gar nicht bemerkt hatte, da beugte ich mich in frommer Demuth vor dem Verdienste und der Würde der Frauen, vor dem Mutterherzen.

Aber um wen sorgt das Mutterherz in diesem Augenblick? Um das kranke Kind. O welchen wunderbaren geheimnißvollen Zauber übt ein solches auf die Familie aus! Wie schließt sich Alles eng um den leidenden Liebling zusammen, wie verwachsen alle Herzen

um ihn zu einem dichten unzertrennlichen Knäuel! Da ist Alles in Wahrheit Eine Liebe und Eine Seele, und wie der erste Mensch im Paradiese ruft man aus: Ist das nicht Fleisch von unserm Fleisch, Blut von unserm Blut? Ja wir sind Alle Eins, verbunden in inniger Liebe; wenn uns auch nur das kleinste, das jüngste Glied fehlte, wir wären ein verstümmelter Körper.

O warum fühlen wir nicht Alle so gegeneinander, die wir den schönen Erdball bewohnen? Warum bewegt uns nicht ein gleiches Gefühl gegen unsre Mitmenschen? Warum bilden wir nicht Alle mit dem Herzen Eine Familie?

Ja wir lieben das Kind um so mehr, wenn es krank ist, und die sorgende Mühe, die es uns auferlegt, wird unserm Herzen ein heiliger Genuß. So haben selbst die Prüfungen einen Tropfen Honig, der länger nachwirkt als die Herbe.

Die Sonne steigt wieder zu unsrer Halbkugel herauf, der Kreislauf des Jahres beginnt auf's Neue, die Säfte treiben in Baum und Pflanze, auch im kranken Schwesterchen quillt neue Lebenskraft; sie genest.

Als nun die Tage milder werden, trage ich sie hinaus an das Ufer des Stromes; wie jedes Kind, dem ja Alles unbekannt und neu ist und das daher von Gefahr nichts weiß, vertraut sich mir das kleine Wesen unbesorgt an und läßt sich hintragen, wohin es mir gefällt. Aber Bertha — ich weiß nicht warum und seit wann? — hat Angst vor dem Wasser und als sie mich mit dem Schwesterchen an den Strom hinunter-

gehen sieht, bricht ihre schwesterliche Liebe in lautes Angstgeschrei aus, sie zerrt und zupft an mir, mich zurückzuhalten und jammert so lange, bis es dem Schwesterchen selbst angst und bange wird und ich gezwungen bin zurückzukehren.

Es verdroß mich anfangs, aber es freute mich auch, in dem noch nicht dreijährigen Kinde diese besorgte Liebe zur Schwester zu entdecken.

Und wie es nun wieder Frühling wird, da eilt Alles aus der dumpfen Stadt wieder hinaus in's Freie, frische Luft zu schöpfen, die Sonne zu genießen, die Glieder zu stärken, der Weg vor unserm Hause ist unaufhörlich von Spaziergängern belebt. Da kommt auch die junge Frau L. mit ihrem Gatten, die Schwester der Jugendfreundin meiner Frau; das Paar tritt bei uns zum Besuche ein und man plaudert von der eigenen Kindheit. Sie waren Nachbarn gewesen, die Tante hatte sie alle aufwachsen sehen, meine Frau hatte zuerst den Mädchenkreis verlassen, ihr war die ältere Freundin rasch gefolgt und nun war die zweite in den Frauenstand getreten. Wie nun die Tante diese, Alwina, vor sich als junge Frau sah, rief sie einmal über das andre aus: „Nein, diese kleine Alwina! ist sie nun auch verheirathet! Wie die Kinder heranwachsen!“

Ja, das ist nun so der Lauf der Welt; aus den Kindern werden Leute und aus Mädchen werden Bräute. Was wundert ihr euch da? Habt ihr es denn ganz vergessen? Als der Großvater die Großmutter nahm, da war Großvater auch ein Bräutigam. So laßt doch

die Geschlechter sich lieben und freien, auf daß die Welt sich ewig erneue im holden

Kreislauf des Lebens.

In unsrer Tage Himmelsglanze,
Im schönen Lenz der Jugendzeit,
Wo wie die Blume sich zum Kranze
Ein Tag sich an den andern reiht,
Das Herz im Sonnenlicht der Liebe
Sich wie die Rosenknosp' erschließt
Und zitternd noch vor'm süßen Triebe
Die Wange purpurn überfließt,
Wo Alles Küsse nimmt und giebt,
Da heißt es rings: Sie sind verliebt.

Bald ist der holde Lenz vergangen,
Gefunden hat sich, was sich sucht;
Das Herz in heißerem Verlangen
Will statt der Blume nun die Frucht.
Zu was noch seufzen, träumen, schielen?
Die rasche That ist's, die gewinnt.
Das Mädchen herzt schon längst beim Spielen
Die Puppe wie ein liebes Kind.
Und eh' die Jugend noch vertobt,
Da heißt es denn: Sie sind verlobt.

Nun spinnen bei des Herdes Flammen
Geruhig sie ihr Leben ab;
Die Liebe führte sie zusammen,
Die Treue führt sie bis zum Grab.
Noch einmal rufen sie die Glocken
Der goldnen Hochzeit zu dem Tanz,
Großväterchen flicht in die Locken
Großmütterchens den Ehrenkranz;
Nur wenn das Paar die Füße hebt,
Da heißt es rings: Sie sind verlebt.

Doch siehe, um die beiden Alten
Was tanzt da für ein schönes Paar?
Wie sie sich warm im Arme halten,
Als kämen sie vom Traualtar!
Das Mädchen ist das Kind vom Hause,
Der Goldhochzeiter Enkelin,
Der Kuchen reicht vom Jubelschmause
Gleich noch für ihre Hochzeit hin.
Eh' die Großeltern noch vertobt,
War schon das Enkelchen verlobt.

Die ist nun Frau; nach wenig Jahren
Erblüht auch ihr ein Mädchen schon,
Noch in den kinderblonden Haaren
Spielt das vertraut mit Nachbars Sohn.
Der Knab' ist eine kleine Range,
Er reißt ihr fast das Kleid entzwei
Und küßt sie tüchtig auf die Wange,
Das Mädchen schreit und lacht dabei,
Die Mutter fragt, was es denn giebt:
Ei nun, die Kinder sind verliebt.

So wogt das Leben wie im Tanze
In holdem Kreislauf ab und auf,
Zur Grabesnacht vom Mittagsglanze
Und wieder dann zum Mittag auf.
Heut' schließt sich Eines an die Reihe,
Ein Andres löst sich morgen ab,
Doch immer bleibt des Traurings Weihe
Die Mitte zwischen Wieg' und Grab,
Und folgt auch auf verliebt verlebt,
Nur wer geliebt hat, hat gelebt!

Man hat gefragt, welche Gattung der Dichtkunst älter sei, die Lyrik oder die Epik. Das Gefühl, sagt man, ist das was bei jedem Menschen zuerst ausbricht,

was ihn zuerst begeistert und dichterisch stimmt, lange bevor er die Thaten des reiferen Alters zu erzählen hat. In der Poesie der Hindu's, fast dem Uralter der Aryer nahe stehend, sind religiöse Hymnen das älteste Denkmal; in der germanischen Litteratur sind wieder erzählende Gedichte nachweislich die ältesten. Wenn nun im Kinde sich regelmäßig die Kindheit des Menschengeschlechts wiederholt, sollte man da nicht in ihm Spuren geistigen Schaffens entdecken, die uns zur Lösung dieses Problems führen können?

Da fällt es mir denn auf, daß meine Erstgeborne niemals sich anders denn als dritte Person nennt; sie kennt sich noch nicht als sich, sie weiß nur, daß sie Bertha ist, weil wir sie so nennen. Sobald sie etwas Neues entdeckt, sagt sie regelmäßig: „Bertha hat das nicht gesehen.“ (Einfach: nicht; die Zeitbestimmung durch „noch nicht“ übersteigt bis jetzt noch ihre Berechnung). Nur viel später — ich habe mir leider das Datum nicht aufgemerkt — sagte sie bei dem Anblick eines Schnitzwerkes im Zimmer: „Ich kenne das noch nicht.“ Die Außenwelt drückt sie also vor der Innenwelt aus, selbst die Innenwelt wird von ihr als Außenwelt aufgefaßt und dargestellt. Sie wird sich selbst gegenständlich, sie verfährt also episch.

Den Tag aber, wo sie, noch nicht drei Jahr alt, mich zum ersten Mal mit Du anredete, habe ich mir freudig aufgezeichnet. Bisher hatte sie nur im bloßen Infinitiv gesprochen, dann im Imperativ, der allerdings das Du in sich schließt, aber doch nicht besonders nennt. Heute aber im Monat März, wo die ersten Blumen im

freien Felde erwachsen, hat sie zuerst zwei Sätze einzeln mit voller Conjugation gebildet und zu mir gesagt: „Du bist bei Frau D. gewesen? hast Du mir etwas mitgebracht?"

Du! Wie fühlte ich mich bei diesem Wort wunderbar ins tiefste Herz erregt! Das ist mein eignes Wesen, das aus mir herausgetreten ist und nun zu mir spricht und mich wieder erkennt; mein Ich wird Du und nun wird das Du wieder Ich. Geheimnißvoller Zauber des Geistes! Unsichtbar waltendes Wesen, das sich doch dem Innersten unwiderleglich hörbar macht, ja ich glaube an dich, mit „Geisterstimme" sprichst du zu mir aus der tiefsten Werkstätte der Schöpfung, in die mein Auge nicht zu dringen vermag, und ich fühle mich mit dir Eins, nicht als eine unbewußte Kraft, sondern als Ich, als frei wirkender selbständiger Geist wie Du selbst!

Pfingsten. Die Erde hat sich mit ihrem festlichsten Gewande geschmückt, die schönste Feier des Jahres, die des heiligen Geistes zu begehen. Alle Menschen flogen aus in die Welt, ich mußte im Hause bleiben, Unwohlsein der Kinder hielt mich zurück. Da dachte ich an die frühere Unabhängigkeit, wie ich sonst auch hinausschweifte in die Ferne, ich hatte auch für diesmal einen schönen Ausflug geplant, um ein Kunstwerk der Architektur, gelegen in reizender Landschaft, zu bewundern, und da sagte ich denn laut vor mich hin: „Ja, wenn ich noch ein junger Geselle wäre, so wäre ich jetzt auf Reisen, weit von hier." Unbedachtes Wort, das ich so hinwarf, wie belehrte mich sofort mein Kind über die Thorheit, die mich es sprechen ließ! Bertha saß neben

mir und trank mit mir von meinem Frühkaffee; kaum hatte ich das Wort gesprochen, so fragte sie: „Und ich nicht auch?“ Ja, in diesem Falle wäre sie nicht mitgewesen, wäre sie überhaupt nicht dagewesen, und das wäre eben das Traurige. Sie, ihr Dasein und das von Schwesterchen, von Frau und Kind entschädigt mich für alle Entbehrung, beglückt mich mehr als alles Vergnügen, das mir die Unabhängigkeit bereitet hätte, die auch die Einsamkeit ist.

Selbst wenn der Vater allein auf Reisen ist, erhält Alles für ihn doppelten Werth durch die Mittheilung, die er davon seiner Familie macht.

Auf einer kleinen Kunstreise hatte ich in einer alterthümlichen katholischen Kirche eine Maria mit dem Jesuskinde entdeckt, die mir auffiel. Es war ein wahrhaft schönes Frauenbild voll mütterlicher Milde, und doch fehlte ihm das mystisch Himmlische, das den Madonnenbildern sonst eigen zu sein pflegt und das bei Murillo zu spanisch verzückter Verschwommenheit ausgeartet ist. Ich schrieb es von dem Orte aus an meine Frau; aber in demselben Augenblicke trat mir ihr Bild vor die Seele, wie sie jetzt über unsern geliebten Kindern wache, und sofort fügte ich die Worte hinzu: „Zu was aber auch der Mystik? Ist nicht die Mutterliebe immer etwas Himmlisches? heiligt sie nicht jedes Weib?“

Ich verwies heute der Bertha einen Eigensinn; sie wollte nicht von dem vorgelegten Gericht essen, weil es ihr nicht genug war, und blieb lange hartnäckig, bis sie endlich auf das Zureden der Mutter nachgab und mich

um Verzeihung bat. Als ich ihr dabei in die Augen blickte, wurde ich tief religiös gestimmt: ich fühlte mich, als Erzieher, der Mittler zwischen Gott und seiner Schöpfung, berufen das Sittengesetz zu vertreten und zu predigen den Unmündigen gegenüber, die einst die Zukunft sein werden.

Heiliger Beruf der Vaterwürde! Ich sah mich in die patriarchalische Urzeit voll Einfalt und Würde zurückversetzt, wo der Vater zugleich Priester war, und wer sollte es im Hause anders sein? Wie kann aber derjenige Priester sein, der nicht auch Vater ist?

Ein ungeheures Schicksal ist hereingebrochen, die Welt kracht in ihren Fugen, das Liebste wird von dem Liebsten gerissen, Ströme von Blut trennen den Vater von Mutter und Kind, eine Zukunft von neuen großen Gestaltungen brütet in der Wetterwolke der Schlacht.

Es muß ja so sein. Auch die Weltgeschichte hat ihre Geburtswehen und schmerzlich leidet das Geschlecht, das der kommenden Welt bessere Zustände vorzubereiten hat. Aber was hat das unschuldige Kind verbrochen, daß es mitzubüßen hat, was die Menschen gefehlt haben? Ewig durch die Weltgeschichte hindurch wird das Wimmern der Kinder widerhallen, die bei der Zerstörung Magdeburgs von den Croaten in die Flammen geworfen wurden, und das Winseln der Säuglinge, die von Pappenheims Wallonen an den Brüsten ihrer Mütter gespießt wurden. Die christliche Kirche hat Recht, das Fest der unschuldigen Kindlein zu feiern, die der blutige, argwöhnische Tyrann würgen ließ, wild wie der Sturm

die jungen Rosen bricht*) um das Eine nicht zu fehlen, und deren Ermordung doch unnütz war.

Man hat die Geschichte der Menschheit von verschiedenen Standpunkten aus geschrieben; Jahrhunderte lang war sie nichts als eine Fürstengeschichte und die Würgengel, die Geißeln Gottes, die Eroberer waren die Haupthelden; langsam nur und spät zog man auch die verschiedenen Stände des Volkes in die Besprechung, ging man von andern, von idealen Grundsätzen bei der Erzählung dessen aus, was die Menschheit erlebt hat; so hat man in neuerer Zeit auch das weibliche Geschlecht besonders berücksichtigt, die Weltgeschichte eigens für Frauen erzählt. Mich däucht, man könne noch ein schönes Buch schreiben mit dem Titel:

Das Kind in der Geschichte.

Ich meine damit nicht die Kindheit großer Männer, obgleich Züge daraus zu der Beleuchtung ihrer spätern Thaten helle Schlaglichter liefern; die sogenannten „Biographien berühmter Kinder", deren es mehrere giebt, erzählen in der Regel nur dieses. Ich meine auch nicht, was pädagogische Schriftsteller in großen Werken über die Erziehung der Kinder aller Zeiten und Länder zusammengestellt haben. Ich meine, was die Kinder mit kindlichem Gemüthe selbst in der Geschichte erlebt haben, wie sie als solche auf die Welt um sie gewirkt haben.

Mit Schauder sehen wir im Anfang der religiösen Bildung das Schönste und Liebste, das Erstgeborne, der Gottheit geopfert, im glühenden Rachen Molochs ver-

---

*) Singt Prudentius in seiner Hymne.

schlungen. Wir zittern bei dem Befehl Pharao's an die Wehmütter, alle Knäblein der Israeliten zu tödten, wie wir mit Rahel um die unschuldigen Kindlein weinen, obgleich wir wissen, daß dasjenige Kind, das Gott zum Heiland ausersehen hat, doch dem blutigen Morde entrinnt; sie waren ja unschuldig und Kinder wie dieses.

Wir hören mit Rührung das Wunder, das die kindliche Liebe vollbringt. Crösus, der König von Lydien, hatte einen Knaben, welcher stumm war; als seine Stadt Sardes von den Persern erstürmt wurde, wollte ihn eben ein feindlicher Soldat durchbohren, als der stumme Knabe dies bemerkte. Zitternd vor Angst um das Leben seines Vaters, warf er sich dem Feinde entgegen; in der ungeheuern Aufregung, in welche ihn die drohende Gefahr versetzte, rang er nach Worten, sprengte die Fesseln seiner Zunge und rief: „Tödte den Crösus nicht!“ Dies waren seine ersten Worte, sie gaben ihm für immer den Gebrauch der Rede wieder. Leugnet auch der Arzt die Möglichkeit dieses Wunders, so ist doch das kindliche Gemüth, das aus dieser Erzählung oder Sage spricht, ein geschichtliches Zeugniß von der Bildung der damaligen Menschen.

In Persien — doch mein Herz entsetzt sich und wagt es nicht, sich der Gräuelthat des Cambyses zu erinnern. Ist es schon schrecklich genug, den Vater Tell den Apfel vom Haupte seines Kindes schießen zu sehen; er war nicht einmal seines Schusses sicher, der unschuldige Knabe muß ihn erst ermuthigen. Warum, statt das Leben seines Kindes zu wagen, opferte er nicht sofort das des Wüthrichs? Aber nur den zweiten Pfeil bewahrte er für diesen, „wenn er sein liebes Kind getroffen

hätte". Hat man denn noch nie über das Gräuelhafte dieses Gottversuchenden Wagnisses nachgedacht, daß man es sich immer und immer wieder vorspielen läßt? Denn, Gott sei Dank! es ist eine Sage. Aber das Betrübende für das menschliche Gemüth ist, daß die Sage von diesem Wagniß den „unbesonnenen" Tell zu einem populären Helden gemacht hat! Nicht als Freiheitskämpfer ist Tell der Heros der Geschichte der Schweiz geworden (die Männer des Rütlibundes gründeten die Freiheit, nicht er), sondern darum daß er, auch auf die Gefahr hin sein eignes Kind zu tödten, sich als Meister im Schießen bewährt hat; als ein Vorbild der Schützenmeisterschaft wird er von den Schützenmeistern der Schweiz geehrt. Die thörichte Sage hat dem Menschenherzen einen bösen Streich gespielt und die wahren Helden der Freiheit um den besten Theil des Ruhmes betrogen.

Ein der Kindheit freundliches Gemüth offenbart sich bei den Griechen, rührend ist Homer's Schilderung von der armen Waise. Ergreifend ist das Loos der Kinder unglücklicher Ehe: Orestes, Elektra und Iphigenie, die sich nach dem Untergang der Eltern als liebende Geschwister wieder vereinigen. Nur bei den Spartanern wurde das Kindliche erstickt.

Despotisch war die Gewalt des Vaters im alten Rom; aber die Kindheit hat ihre herzgewinnende Kraft auch hier ausgeübt, die Mutter der Gracchen war stolz auf ihre Knaben.

Furchtbar ist das Loos der ersten germanischen Kinder, die wir in der Geschichte auftreten sehen. Von ihren eigenen Müttern wurden die Kinder der Kimbern in der Schlacht bei Vercellä getödtet, damit sie nicht in

römische Knechtschaft fallen sollten. Ein beklagenswerthes Loos, dem das arme Kind unsers Befreiers Armin und der edlen Thusnelda, der Däumling (Thumelikon), verfiel!

Welch bunte abenteuerliche, bald tragische, bald heroisch rührende Schicksale durchlebten dann die Germanenkinder in den Stürmen und Drangsalen der Völkerwanderung! Ich will nicht abschreiben, was den Meisten doch bekannt ist aus Geschichtsbildern oder Sammlungen von Gedichten; übrigens regen diese Erzählungen die Phantasie zu weiterer Ausmalung der damaligen Kindheit an, leicht ergänzt sich eine gebildete Einbildungskraft die Lücken der Geschichtsschreiber.

Aber schon war damals das Kind geboren, das, zum Mann herangewachsen, die Worte sprechen sollte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes!“ Unleugbar bricht mit dem', der dieses Wort gesprochen, eine neue segensreiche Zeit für die Kindheit an. Aus dem Geiste des Christenthums ging auch jenes Schulwesen hervor, das sich der Pflege des kindlichen Geistes annahm, tiefer, inniger und allgemeiner als es bei Griechen und Römern der Fall gewesen war. Zu den schönsten Anekdoten, die uns von Karl dem Großen erzählt werden, mit dem die Geschichte der Völkerwanderung ihren Abschluß erhält, gehört sein allbekannter Besuch in der Schule.

Am erfolgreichsten ward das Schulwesen durch den Mann gefördert, der die neue Zeit der Gewissensfreiheit heraufführte, durch Luther; aber nirgends erscheint der große Reformator liebenswürdiger, menschlicher als im Kreise seiner Kinder. Der geniale Franzose Michelet, der über „das Kind“ von einem eigenen Standpunkte geschrie-

ben hat und selbst nicht ohne kindliches Gemüth war, fühlte sich lebhaft von dem traulich häuslichen Kreise Luthers ergriffen und übersetzte seinen Landsleuten die Gespräche des Reformators mit seinen Kindern.

Mit dem Christenthum wird in die Welt ein Fest eingeführt, wie kein heidnischer Glaube vorher ein ähnliches gekannt hatte, das Fest des Kindes; es ist zwar ein bestimmtes Kind, das Jesuskind, aber von der Krippe, in der es liegt, geht ein verklärender Schimmer über alle Kinder der Menschen aus; als Kind ja wird der Verkünder des Weltfriedens verehrt in der Feier jener Nacht,

Da mit seligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Niegefühlte Freude sog.

Bei keinem andern Volke aber ist dieses Fest zu einem Feste der Kindheit geworden wie bei dem deutschen. Zwar schon die Germanen, unsre heidnischen Vorfahren, feierten in dieser Zeit „die heilige Nacht" des Jahres, diejenige Zeit, wo die Sonne am Himmel am tiefsten zu stehen und im Schlummer der Winternacht zu ruhen schien, bis sie dann mit dem Ende der zwölf Nächte am sogenannten Hohen Neujahr ihre Laufbahn auf's Neue begann. Darum trägt das Weihnachtsfest bei den Schweden noch immer den heidnischen Namen Julfest; und der lichterhelle deutsche Weihnachtsbaum ist nur ein Nachglanz des altheidnischen Freudenfeuers, dem Seitenstück zum Johannisfeuer, das in ursprünglicherer Form noch bei den Skandinaven und Engländern an=

gezündet wird. Und da dies Fest der Wintersonnenwende überhaupt dem Norden Europas gemeinsam war, so finden wir das Weihnachtsfeuer auch bei den Kelten; bei den Nachkommen der alten Gallier, den Franzosen, wird hier und da noch unter gewissen feierlichen Ceremonien von dem Familienvater Abends „das Weihnachtsscheit" im Kamine angebrannt. Aber nirgends doch ist die Weihnacht so ganz und gar zu einem Feste der Kindheit, zu einem Familienfeste geworden wie bei den Deutschen, und es bildet gewiß den Glanzpunkt in dem Buche von dem Kind in der Geschichte.

Und bei diesem Feste, wo der fromme germanische Brauch des alten Naturdienstes durch das Christenthum eine höhere Weihe erhalten hat, möchte ich anknüpfen, um sympathische Kenner der Literatur zu einem andern Werke anzuregen, das den Titel zu führen hätte:

Das Kind in Dichtung und Sage.

Zahlreich sind die schönen Denkmäler, welche von den Künsten, den redenden vorzüglich, der Kindheit errichtet worden sind; in den Sagen aller Völker spielt das Kind seine Rolle. Eine traurige serbische Sage ist mir im Gedächtniß geblieben. Eine junge Frau blendete durch ihre Schönheit alle Männerherzen, sie war eitel darauf, fürchtete aber, daß ihre Schönheit schwinden würde, wenn ihr Kinder geboren würden. Sie suchte daher eine Zauberin auf, die auf der Höhe in einer Windmühle wohnte; diese verkündete ihr, daß sie sieben Kinder zu erwarten hätte, daß sie aber dem entgehen könne, wenn sie sieben Körner in den Mühlgang werfen wolle. Die eitle Frau opferte die Mutterfreuden

der Gefallsucht auf; bei jedem Korn, das sie auf den sich drehenden Mühlstein warf, vernahm sie ein leises Wimmern, das klagend in ihre Seele drang. Sie blieb lange schön, aber ihre Nächte waren traurig; sieben bleiche Kindergestalten flehten allnächtlich um ihr Leben und sie konnte es ihnen nicht wiedergeben. Welche Liebe aber ersetzt einer Frau die Liebe der Kinder zur Mutter?!

Wir sprachen oben von den cimbrischen Frauen, die ihre Kinder lieber erwürgten, als daß sie dieselben den Römern zu Sklaven ließen. Diese Mutterliebe hat etwas Grauenhaftes; nur die Verzweiflung erklärt sie. Tröstlicher Weise haben wir eine deutsche Sage, die uns den Mutterschmerz der germanischen Frauen in zarterer Gestalt zeigt; es ist die Sage von dem gestorbnen Kinde mit dem Thränenkrüglein, das so schwer von den Thränen der jammernden Mutter ist, daß das arme Kind der Göttin, deren Obhut die kleine Schaar in jener Welt anvertraut ist, kaum nachkommen kann; als die Mutter dies sieht, stillt sie ihre Thränen, um dem Liebling jenseits Ruhe zu gönnen.

Es giebt auch schauervolle Sagen, die dem Herzen wehe thun, aber ich will abbrechen; sie stehen in verschiednen Sammlungen, hier soll nur das Glück sprechen dürfen.

Und die Sonne scheint wieder. Der Sturm ist vorüber, — aber der Kinderstube ist das große Mädchen nun entwachsen, es reift der Schulstube zu.

Eltern und Kinder können Fröbel nicht dankbar genug dafür sein, daß er den Kleinen den Uebergang aus dem Elternhause in die Schule so leicht gemacht hat

durch den Kindergarten. Und doch fällt auch diese Trennung den Eltern, der Mutter vor Allem schwer; es ist ja doch eine Fremde, der jetzt das Kind allein gegenübersteht, die jetzt zu ihm spricht. Wie arbeitet da die Einbildungskraft in der Abwesenheit, wie malt man sich das Kind im Augenblicke vor, was mag es jetzt thun? was mag es denken? Sehnt es sich nach der Mutter?

Aber das ist eben das Tröstliche, das erleichtert auch der Mutter die stundenlange Trennung, daß das Kind, getrieben von der Neubegierde, von der Freude am Unbekannten, so gern in den Kindergarten geht. Und die Mutter begleitet es bis an die Thüre, bis die freundliche Gärtnerin das Kind in ihre Obhut genommen hat. Aber Bertha hat gesehen, daß andere Kinder allein in den Kindergarten gehen, weder von Mutter noch Wärterin geführt; sie fürchtet vielleicht gar deswegen von den andern Kindern ausgelacht zu werden, sie fühlt sich selbständig und will *allein* die Straße bis zum Hause hinuntergehn. Der Vater meint, man müsse wohl das Kind jetzt nach und nach an etwas Selbständigkeit gewöhnen, und dann von der Promenade aus, wo wir standen, konnten wir die Kleine ja mit dem Blicke verfolgen; sie hatte ihren Willen. Aber der Mutter traten die Thränen in die Augen, als sie ihr Kind, ihre Tochter, die sie bisher immer an der Hand gehütet und geleitet hatte, nach unabhängigem Gange verlangen sah, und blickte ihr nach, bis sie in der Thüre verschwand.

Freilich das Abholen ließ sie sich nicht nehmen. Noch vor dem Schlage war sie an der Thüre, um ihr Kind wiederzusehen. Wiedersehn! O Ströme von Freu-

denthränen rinnen über die Wangen des Glücklichen, der das Theuerste wiedersieht!

Bertha war vier Jahre alt, als ich sie den ersten gegliederten Satz bilden hörte, als sie zum ersten Mal durch ein Bindewort, eine Conjunction, zwei verschiedne Sätze mit einander verband. So reift denn ihr Geist im Gespräch für die wahre Schule.

Die drei Schwestern.

Es starben drei Schwestern in Einem Tag,
Die Eine starb im Abende,
Die Zweite starb in Mitternacht,
Die Dritte, weil der Tag anbrach.
Da spannten sich die drei Seelen zusammen,
Sie fuhren an die himmlische Thüre hinan,
Da klopften sie an.
Da sagt der Herr Jesus: wer ist draußen?
„Es sind drei arme Seelen haußen,
Sie wollten gern eingelassen sein.“
Da sagt der Herr Jesus: „„Zwei sollen 'rein,
Die dritte bleibet draußen.““
„Ach mein liebster Herr Jesus, was hab' ich denn gethan,
Daß ich hier vor die himmlische Thüre muß stahn?“
„Weil die Andern sind in die Schule und Kirche gegangen,
So hast du dich geputzet und geschmücket.
So wirst du gehen den breiten Weg
Und wirst finden den Höllensteg.“
Da sie nun an die Hölle kam,
Da klopfte sie an.

Da sagte der Böse: „wer ist draußen?“
„Es ist eine arme Seele haußen,
Sie wollte gern eingelassen sein.“
Er ließ sie 'rein,
Er setzte sie auf ein'n breiten Stuhl,
Er blies ihr Feuer und Flammen zu,
Ein'n goldnen Becher gab er ihr in die Hand,
Daß ihr das Blut zu'n Nägeln 'raussprang.
„O weh, o weh, meinem Vater Schand,
Daß er mich nicht zur Schulen zwang!
O weh, o weh, meiner Mutter Schand,
Daß sie mich nicht zur Kirchen zwang!
Was helfen mir meine goldnen Schuh,
Sie tragen mich jetzt der Höllen zu
Und muß nun jämmerlich verbrennen.“

Dies Gedicht, das aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammen mag, habe ich in meiner Kindheit von meiner Mutter gelernt, die es wohl in der Schule gelernt haben mochte, wo man die Hölle noch rein sinnlich als einen Feuerpfuhl darstellte. Bei Verwandten habe ich damals noch alte Postillen gesehen, in denen die Hölle so abgebildet war, Teufel mit Pferdefüßen und gehörnten Fratzen schürten mit Gabeln das Feuer an; es waren Bilder, die an die gräuelvoll komische Versuchung des heil. Antonius erinnern. Wie aber auch der Rahmen sei, worin der Gedanke gefaßt, das Gedicht ist doch ganz dem reformatorischen Geiste Deutschlands entsprossen, der nicht nur die Kirche reformirte und das religiöse Bewußtsein läuterte, sondern auch die Schule als eine nationale Volksanstalt begründete.

Jetzt, wo ich mein erstgebornes Kind in die Schule

führe, verzeichne ich ihm gern zum Andenken dieses Vermächtniß meiner seligen Mutter. Waren auch später die religiösen Ansichten derselben geläutert genug, um, unbewußter Weise, im Einklang mit der Religiosität eines Schleiermacher zu stehen, so ist doch dies Gedicht eine Art Bindeglied mit dem Jahrhundert unsrer Reformatoren und als solches ist es mir immer eine liebe Erinnerung geblieben.

Ich habe ihr nun die erste Schiefertafel, den ersten Schieferstift, das erste Schulbuch gekauft; diese Ausgabe steht gewissenhaft mit dem Datum verzeichnet. Ueberlegt es wohl, um die Wichtigkeit und die Tragweite dieser so unscheinbaren Ausgabe zu ermessen.

Und nun bringt sie zum ersten Mal eine kleine Schulkameradin mit nach Hause. Sie wollte derselben ihre Wohnung zeigen, sie betrachtet sich halb und halb als eigene Herrin. Mit welch liebevollem Blick wir das fremde Kind betrachteten, das die Freundschaft und das Vertrauen unsers Töchterchens gewonnen hatte! wie wir es segneten aus vollem Herzen!

Aber das sehen wir nun, mit der schönen Abgeschlossenheit unsers Familienlebens ist es vorüber. Mit der Schulkameradin hat nun neben uns auch eine Fremde Platz in Bertha's Herz genommen; ein neues Leben beginnt.

Nur in wenigen Grundlinien will ich dir noch, mein Kind, den Weg durch die Schule vorzeichnen.

Um faßlich zu reden: zwei Grundanlagen hat der

Mensch, es ist der Verstand und das Gemüth, beide machen den Geist aus. Das Gedächtniß ist die Vorrathskammer, worin die Kenntnisse, die Nahrung, die der Geist zu eignen Gebilden zu verarbeiten hat, aufbewahrt werden. Es gilt nun einerseits Kenntnisse einzusammeln, zweitens die beiden Grundanlagen auszubilden.

Laß dich nie von der Phantasie verleiten, den Verstand zu gering zu schätzen. Der Moralist Zimmermann sagt: „Hängt der Verstand an die Einbildungskraft sein Blei, so ist man zwar weniger eilig, aber den Schritt, den man vorwärts gethan hat, macht man nie zurück."

Was aber die Religion betrifft, auf welcher die Bildung des Gemüthes vor Allem beruht, so sagt Herder: „Die Religion Christi, die er selbst hatte, lehrte und übte, war die Humanität selbst. Er kannte für sich keinen edlern Namen, als daß er sich den Menschensohn, das ist, einen Menschen nannte."

Johann Gottfried Herder, einer der edelsten und geistvollsten Menschen, die nicht nur Deutschland, sondern überhaupt die Menschheit geziert haben, der die Litteratur und Geschichte fast aller Zonen und Zeiten durchforscht hatte, zartsinniger Dichter, tiefdenkender Historiker und frommer Theolog, starb als Präsident des evangelischen Oberconsistoriums zu Weimar.

Den Worten dieser beiden tiefen Denker füge ich noch den alten römischen Spruch hinzu:

Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir! —

Und ein [illegible] Schmerz hat seinen [illegible] gefunden.

Leipzig,

Druck von Hundertstund & Pries.

Vögl